

(BAND #1 DER TRILOGIE DES ÜBERLEBENS)

MORGAN RICE

ARENA EINS

DIE SKLAVENTREIBER



Trilogie Des Überlebens

Morgan Rice

Arena Eins: Die Sklaventreiber

«Lukeman Literary Management Ltd»

Rice M.

Arena Eins: Die Sklaventreiber / M. Rice — «Lukeman Literary Management Ltd», — (Trilogie Des Überlebens)

"Wer die HUNGER Games mochte wird ARENA ONE lieben. " --Allegra Skye, Bestsellerautorin von "Saved" Von Morgan Rice, der #1 Bestsellerautoring der VAMPIRE JOURNALS, kommt das erste Buch einer neuen Trilogie dystopischer Science Fiction. New York 2120. Das amerikanische Volk ist stark dezimiert, ausgelöscht vom zweiten Amerikanischen Bürgerkrieg. In dieser post-apokalyptischen Welt gibt es nur wenige Überlebende. Die meisten dieser Überlebenden haben sich brutalen Banden angeschlossen. Sie sind Räuber, die in den großen Städten leben. Sie patrouillieren die Landschaft auf der Suche nach Sklaven, nach frischen Opfern für ihren liebsten Todessport: Arena One. Das Stadium des Todes, wo die Gegner gezwungen werden auf barbarische Weise bis zum Tod zu kämpfen. Es gibt nur eine einzige Regel in der Arena: Niemand überlebt. Niemand. Tief in der Wildnis, hoch in den Catskill Mountains, schafft es die 17-jährige Brooke Moore zu überleben. Sie hält sich dort mit ihrer jüngeren Schwester Bree versteckt. Vorsichtig vermeiden sie jede Begegnung mit den Sklavenhändlern, die die ländliche Gegend auf der Suche nach Frischfleisch durchkämmen. Doch trotz aller Vorsicht wird Bree eines Tages gefangen genommen. Die Sklavenhändler verschleppen sie in die Stadt in den sicheren Tod. Brooke, die Tochter eines Marines, ist erzogen worden, stark zu sein und niemals vor einem Kampf zurückzuschrecken. Als ihre Schwester verschleppt wird mobilisiert Brooke alles, was ihr zur Verfügung steht, um die Sklavenhändler zu jagen und ihre Schwester zurückzuholen. Auf dem Weg trifft sie zufällig auf den 17-jährigen Ben, einem Überlebenden wie sie selbst, dessen Bruder entführt wurde. Sie tun sich zusammen und machen sich auf, ihre Geschwister zu retten.

© Rice M.

© Lukeman Literary Management Ltd

Содержание

TEIL I	12
EINS	13
ZWEI	22
Конец ознакомительного фрагмента.	46

Morgan Rice

ARENA EINS

MORGAN RICE

AUSGEWÄHLTE STIMMEN ZU DEN BÜCHERN VON MORGAN RICE

„Hat mich von Anfang an gefesselt und es hörte nicht auf ... Diese Geschichte ist ein erstaunliches Abenteuer, von Anfang an voller Tempo und Action. Nicht ein Moment Langeweile.“

—Paranormal Romance Guild {über *Turned*}

„Ein großartiger Plot und genau diese Art Buch, die man nachts nicht weglegen kann. Das Ende ist ein so spektakulärer Cliffhanger, dass man sofort das nächste Buch kaufen will, um herauszufinden, was als nächstes passiert.“

—The Dallas Examiner{über *Loved*}

„Ein Buch, das Locker mit Bis(s) zum Morgengrauen und den Vampire Readings mithalten kann. Man will einfach bis zur letzten Seite weiterlesen! Wenn Sie Abenteuer, Liebe und Vampire lieben, ist dieses Buch das Richtige für Sie!“

—vampirebooksite.com {regarding *Turned*}

„Eine ideale Story für jüngere Leser. Morgan Rice ist gut darin, einem Buch, was ein typisches Vampirmärchen hätte werden können, einen originellen Twist zu verleihen. Der erfrischende und einzigartige Roman hat die klassischen Elemente übernatürlicher Storys für junge Erwachsene.“

—The Romance Reviews {regarding *Turned*}

„Rice ist einfach fantastisch darin, Dich von Anfang an in die Geschichte hineinzuziehen. Seine Beschreibungen gehen weit über das bloße Ausmalen von Szenen hinaus ... Nett geschrieben und liest sich extrem schnell. Ein guter Anfang für eine neue Vampirserie, die sicher ein Hit bei allen Lesern wird, die leichte und zugleich unterhaltsame Kost mögen.“

—Black Lagoon Reviews {über *Turned*}

„Voller Action, Romantik, Abenteuer und Spannung. Das Buch ist eine wundervolle Ergänzung für die Serie. Man will sofort mehr von Morgan Rice lesen.“

—vampirebooksite.com {über *Loved*}

„Morgan Rice beweist sich wieder einmal als extrem talentierte Geschichtenerzählerin ... Das Buch gefällt sicher vielen Lesern, auch jüngeren Fans des Vampir-/Fantasygenres. Der unerwartete Cliffhanger lässt einen schockiert zurück.“

—THE ROMANCE REVIEWS{über *Loved*}

Über Morgan Rice

Morgan Rice schrieb die Nr. 1 Bestseller Serie DER WEG DER VAMPIRE, eine elfteilige Serie für junge Leser. Ihrer Feder entstammt auch die Nr. 1 Bestseller Serie TRILOGIE DES

ÜBERLEBENS, eine post-apokalyptischer Thriller-Serie aus derzeit zwei Büchern (man darf auf das Dritte gespannt sein) und die epische Fantasy-Serie DER RING DER ZAUBEREI, das derzeit aus dreizehn Büchern besteht und die Bestsellerlisten anführt.

Morgans Bücher gibt es als Audio oder Print-Editionen die in vielen Sprachen erschienen sind: Deutsch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Japanisch, Chinesisch, Schwedisch, Holländisch, Türkisch, Ungarisch, Tschechisch und Slowakisch – mehr Sprachen werden folgen.

GEWANDELTE (Band #1 Der Weg Der Vampire) und QUESTE DER HELDEN (Band #1 im Ring der Zauberei) stehen jetzt zum kostenlosen Download auf zur Verfügung!

Morgan freut sich, von ihren Lesern zu hören, darum besuchen Sie bitte www.morganricebooks.com um sich für Email-Updates zu registrieren. Erhalten sie ein kostenloses Buch, Geschenke, laden sie die kostenlose App herunter und erhalten sie exklusiv die neusten Nachrichten. Oder folgen Sie Morgan auf Facebook und Twitter. Morgan freut sich auf Ihren Besuch!

Bücher von Morgan Rice

DER RING DER ZAUBEREI

QUESTE DER HELDEN (Band #1)

MARSCH DER KÖNIGE (Band #2)

LOS DER DRACHEN (Band #3)

RUF NACH EHRE (Band #4)

SCHWUR DES RUHMS (Band #5)

ANGRIFF DER TAPFERKEIT(Band #6)

demnächst auf Deutsch erhältlich

A RITE OF SWORDS – RITUS DER SCHWERTER (Band #7)

A GRANT OF ARMS – GEWÄHR DER WAFFEN (Band #8)

A SKY OF SPELLS – HIMMEL DER ZAUBER (Band #9)

A SEA OF SHIELDS – MEER DER SCHILDE (Band #10)

A REIGN OF STEEL – REGENTSCHAFT DES STAHLS (Band #11)

A LAND OF FIRE – LAND DES FEUERS (BAND #12)

A RULE OF QUEENS – DIE HERRSCHAFT DER KÖNIGINNEN (BAND #13)

DIE TRILOGIE DES ÜBERLEBENS

ARENA EINS: DIE SKLAVENTREIBER (BAND #1)

demnächst auf Deutsch erhältlich

ARENA TWO – ARENA ZWEI (Band #2)

DER WEG DER VAMPIRE

GEWANDELT (Band #1 Der Weg Der Vampire)

VERGÖTTERT (Band #2 Der Weg Der Vampire)

BETROGEN (Band #3 Der Weg Der Vampire)

BESTIMMT (Band #4 Der Weg Der Vampire)

BEGEHRT (Band #5 Der Weg Der Vampire)

demnächst auf Deutsch erhältlich

BETROTHED – VERMÄHLT (Band #6)

VOWED – GELOBT (Band #7)

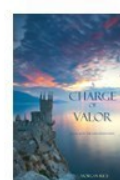
FOUND – GEFUNDEN (Band #8)

RESURRECTED – ERWECKT (Band #9)

CRAVED – ERSEHNT (Band #10)

FATED – BERUFEN (Band #11)

THE SORCERER'S RING





Hören Sie sich den Ring der Zauberei im Audiobuch-Format an!

Copyright © 2012 von Morgan Rice

Alle Rechte vorbehalten. Außer entsprechend den Ausnahmen des U.S. Copyright Act von 1976 darf kein Teil dieser Veröffentlichung kopiert, vertrieben oder in irgendeiner Form oder durch irgendwelche Mittel übertragen werden, auch nicht in einer Datenbank oder in einem Datenabfragesystem gespeichert werden, ohne, das seine vorherige Erlaubnis durch den Autor vorliegt.

Dieses Ebook ist nur für Ihren persönlichen Gebrauch lizenziert. Dieses Ebook darf nicht weiterverkauft oder an Dritte weitergegeben werden. Wenn Sie dieses Ebook mit jemand anderem teilen möchten, kaufen Sie bitte ein zusätzliches Exemplar für jeden weiteren Leser. Wenn Sie dieses Buch lesen, obwohl Sie es nicht gekauft haben, oder es nicht ausschließlich für Ihren Gebrauch gekauft wurde, geben Sie es bitte zurück und erwerben ein eigenes Exemplar. Vielen Dank, dass Sie die harte Arbeit des Autors respektieren.

Dieses Werk ist fiktional. Namen, Figuren, Unternehmen, Organisationen, Orte, Ereignisse und Vorfälle entstammen entweder der Imagination des Autors oder werden fiktional verwendet. Jede eventuelle Ähnlichkeit zu realen Personen, lebendig oder tot, ist rein zufällig.

TEIL I

*„War ich gestorben, eine Stunde nur,
Eh dies geschah, gesegnet war mein Dasein!
Von jetzt gibt es nichts Ernstes mehr im Leben.“*

--Shakespeare, Macbeth

EINS

Dieser Tag heute ist noch unversöhnlicher als die meisten. Der Wind peitscht unablässig, fegt den Schnee in Klumpen von den schweren Kiefern und direkt in mein Gesicht, während ich mich den Berghang hinaufkämpfe. Meine Füße, in um eine Größe zu kleine Wanderschuhe gequetscht, verschwinden in fünfzehn Zentimetern Schnee. Ich rutsche und schlittere, es fällt mir schwer, Fuß zu fassen. Der Wind weht in Böen, so kalt, dass ich keine Luft mehr bekomme. Ich fühle mich, als ob ich in eine lebendige Schneeweltkugel hineinginge.

Bree erzählt mir, es wäre Dezember. Sie mag es, die Tage bis Weihnachten herunterzuzählen, jeden Tag kratzt sie die Zahlen von einem alten Kalender ab, den sie gefunden hat. Das macht sie mit soviel Enthusiasmus, dass ich es nicht übers Herz bringe, ihr zu sagen, dass noch ganz lange nicht Dezember ist. Ich werde ihr nicht erklären, dass ihr Kalender drei Jahre alt ist, und nicht, dass wir nie einen neuen bekommen werden, weil sie an dem Tag, als die Welt endete, die Produktion eingestellt haben. Ich werde ihr ihr Fantasiebild nicht rauben. Dafür sind große Schwestern eben da.

Ohnehin klammert sich Bree an ihre Überzeugungen, und sie hat immer geglaubt, dass Schnee Dezember bedeutet. Selbst, wenn ich es ihr sagte, würde es vermutlich nichts an ihrer Meinung ändern. So sind eben Zehnjährige.

Was Bree sich zu erkennen weigert, ist, dass der Winter hier oben früh anfängt. Wir sind hier hoch oben in den Catskills, und hier ticken die Uhren anders, die Jahreszeiten wechseln in einem anderen Rhythmus. Hier, drei Stunden nördlich von dem Ort, der einmal New York City war, fallen die Blätter schon Ende August und verteilen sich über die Höhenzüge, soweit das Auge reicht.

Einst war unser Kalender aktuell. Ich erinnere mich noch, wie ich bei unserer Ankunft vor drei Jahren den ersten Schnee sah, wie ich ihn genauer begutachtete, weil ich es nicht glauben konnte. Ich verstand nicht, wie auf der Kalenderseite Oktober stehen konnte. Ich nahm an, dass dieser frühe Schneefall nur eine Laune der Natur war. Aber ich lernte schnell, dass dem nicht so war. Diese Berge waren einfach hoch genug, einfach kalt genug, dass der Winter den Herbst grausam verschlingen konnte.

Wenn Bree nur einmal im Kalender zurückblättern würde, würde sie das alte Jahr dort stehen sehen, in großen, kitschigen Ziffern: 2117. Ganz offensichtlich drei Jahre alt. Ich rede mir selbst ein, sie wäre einfach zu sehr in ihrer vorfreudigen Aufgeregtheit gefangen, um genauer nachzusehen. Das hoffe ich zumindest. Aber in letzter Zeit beginnt ein Teil von mir, den Verdacht zu hegen, dass sie es tatsächlich weiß, dass sie es nur bevorzugt, sich ihrem Fantasiebild hinzugeben. Ich kann es ihr nicht übelnehmen.

Selbstverständlich haben wir schon seit Jahren keinen funktionstüchtigen Kalender mehr. Auch kein Handy, keinen Computer, keinen Fernseher, kein Radio, kein Internet und keinerlei andere Technologie – ganz zu schweigen von Strom oder fließend Wasser. Dennoch haben wir es irgendwie geschafft, nur wir beide, drei Jahre lang auf diese Weise. Die Sommer waren erträglich, wir mussten an weniger Tagen hungern. Zumindest können wir im Sommer angeln, und die Bergbäche scheinen immer Lachse zu führen. Beeren gibt es auch, und sogar ein paar wilde Gärten mit Apfel- und Birnbäumen, die noch immer Früchte tragen, nach all dieser Zeit. Gelegentlich schaffen wir es sogar, ein Kaninchen zu fangen.

Die Winter dagegen sind unerträglich. Alles ist erfroren, oder tot, und jedes Jahr bin ich mir sicher, dass wir es nicht schaffen. Aber dieser Winter ist der schlimmste von allen. Dauernd sage ich mir, dass es schon werden wird, aber jetzt haben wir schon seit Tagen nicht mehr anständig gegessen, und der Winter hat gerade erst angefangen. Wir sind beide vom Hunger geschwächt, und jetzt ist Bree auch noch krank. Das verheißt nichts Gutes.

Während ich mich mühsam den Berg hinaufschleppe, auf der Suche nach unserer nächsten Mahlzeit dieselben freudlosen Schritte wie gestern erneut gehe, macht sich das Gefühl in mir breit,

dass uns unser Glück verlassen hat. Nur der Gedanke an Bree, wie sie dort zuhause liegt und wartet, treibt mich voran. Ich höre auf, mich weiter zu bemitleiden, und halte mir ihr Gesicht vor Augen. Ich weiß, dass ich keine Medizin finden kann, aber ich hoffe, es ist nur ein Fieber, das vorübergehen wird, und dass ein gutes Essen und etwas Wärme alles sind, dessen sie bedarf.

Was sie wirklich bräuchte, ist ein Feuer. Aber ich entfache nie mehr eine Flamme in unserer Feuerstelle, ich kann den Rauch nicht riskieren, nicht den Geruch, der einen Sklavenschlepper auf unsere Spur bringen könnte. Aber heute werde ich ihr eine Überraschung bereiten und das Risiko eingehen, nur für eine kurze Weile. Für ein Feuer würde Bree alles tun, das wird ihre Lebensgeister heben. Wenn ich dann wenigstens noch eine Mahlzeit dazu auftreiben kann – und sei es so etwas Kleines wie ein Kaninchen – wird sie vollkommen genesen. Nicht nur körperlich. In diesen letzten Tagen habe ich gespürt, wie sie beginnt, die Hoffnung zu verlieren – ich kann es in ihren Augen sehen – und ich empfinde die dringende Notwendigkeit, dass sie stark bleibt. Ich weigere mich, mich zurückzulehnen und ihr dabei zuzusehen, wie sie entschwindet, wie es mit Mama geschehen ist.

Ein neuer Windstoß trifft mich im Gesicht, und dieser ist so lang und kräftig, dass ich meinen Kopf senken und warten muss, bis er vorbei ist. Der Wind dröhnt in meinen Ohren, und ich würde alles für einen richtigen Wintermantel geben. Ich trage nur einen abgetragenen Kapuzenpullover, einen, den ich vor Jahren am Straßenrand gefunden habe. Ich glaube, er hat einmal einem Jungen gehört, aber das ist gut, deswegen sind die Ärmel lang genug, um meine Hände zu bedecken, und können fast Handschuhe ersetzen. Mit 1,67 m bin ich nicht mehr wirklich klein, wer auch immer diesen Kapuzenpullover getragen hat, muss also auch schon recht groß gewesen sein. Manchmal frage ich mich, ob es ihn stören würde, dass ich seine Kleidung trage. Aber dann wird mir bewusst, dass er wahrscheinlich tot ist. Genau wie alle anderen.

Meine Hosen sind nicht viel besser. Es ist mir peinlich, das festzustellen, aber ich trage immer noch dasselbe Paar Jeans, das ich an hatte, als wir vor all diesen Jahren aus der Stadt entkommen sind. Wenn es eines gibt, was ich bedauere, dann, dass wir so hektisch aufgebrochen sind. Ich vermute, ich habe angenommen, ich würde hier oben irgendwo Kleidung finden, dass vielleicht noch ein Geschäft geöffnet hätte, oder es eine Heilsarmee gäbe. Das war dumm von mir: Natürlich waren alle Geschäfte längst geplündert worden. Es war, als ob sich die Welt über Nacht von einer Welt des Reichtums in eine Welt der Kargheit verwandelt hätte. Ich hatte immerhin ein paar Kleidungsstücke gefunden, die in Schubladen im Haus meines Vaters herumgelegen hatten. Diese hatte ich Bree gegeben, ich war froh, dass wenigstens ein paar von seinen Sachen, seine warme Unterwäsche und seine Socken, sie warmhalten konnten.

Endlich hört der Wind wieder auf und ich hebe den Kopf und beeile mich, bevor er wieder beginnen kann, ich verdopple meine Geschwindigkeit, bis ich das Plateau erreiche.

Als ich oben ankomme, schwer atmend, meine Beine brennend, sehe ich mich langsam um. Hier oben stehen weniger Berge, und in der Ferne gibt es einen kleinen Bergsee. Er ist gefroren wie alle anderen, und die Sonne darauf blendet so sehr, dass ich blinzeln muss.

Sofort sehe ich zu meiner Angel hinüber, der, die ich am Vortag dort gelassen habe, eingeklemmt zwischen zwei Felsen. Sie steht schräg über dem See, eine lange Schnur daran hängt in das kleine Loch im Eis. Wenn die Rute gebogen ist, heißt es, dass Bree und ich heute Abendessen haben werden. Wenn nicht, weiß ich, dass es nicht funktioniert hat – wieder nicht funktioniert hat. Ich eile zwischen ein paar letzten Bäumen hindurch, durch den Schnee, und sehe genauer nach.

Die Rute ist gerade. Natürlich.

Mir schwindet der Mut. Ich überlege, ob ich rausgehen soll aufs Eis, meine kleine Axt benutzen und woanders ein Loch bohren. Aber ich weiß schon, dass das nichts ändern wird. Das Problem ist nicht die Position – das Problem ist der See. Der Boden ist zu gefroren, als dass ich Würmer ausgraben könnte, und ich wüsste nicht einmal, wo ich nach ihnen suchen sollte. Ich bin kein geborener Jäger oder Fallensteller. Hätte ich gewusst, dass ich hier oben enden würde, hätte ich meine ganze Kindheit

bei den Pfadfindern verbracht und Überlebenstechniken gelernt. Aber nun stelle ich fest, dass ich fast nichts kann. Ich weiß nicht, wie man Fallen stellt, und meine Angeln fangen selten etwas.

Als Tochter meines Vaters, eines Marines, gibt es nur eine Sache, in der ich gut bin – ich weiß, wie man kämpft – aber das ist hier oben nutzlos. Ich könnte mich gut gegen Zweibeiner verteidigen, aber gegen das Tierreich bin ich hilflos. Schon als ich ganz klein war, bestand mein Vater darauf, dass ich seine Tochter war – also die Tochter eines Marines – und war stolz darauf. Er wollte in mir auch den Sohn sehen, den er nie hatte. Er brachte mir Boxen bei, Wrestling, alle möglichen Kampfsportarten ... Ich hatte endlosen Unterricht darin, wie man ein Messer genutzt, wie man ein Gewehr abschießt, wie man Druckpunkte findet, wie man schmutzig kämpft. Vor allem aber bestand er darauf, dass ich hart sein sollte, dass ich keine Angst zeigen sollte, und dass ich niemals weinen sollte.

Ironischerweise hatte ich nie die Gelegenheit, auch nur irgendetwas von dem zu verwenden, was er mir beigebracht hatte, und hier oben nutzt es mir noch weniger. Es ist niemand anderes zu sehen. Was ich wirklich wissen muss, ist, wie man Essen findet – nicht, wie man jemanden schlägt. Und wenn ich jemals jemanden treffen sollte, werde ich ihn nicht angreifen, sondern um Hilfe bitten.

Ich denke angestrengt nach und mir fällt ein, dass es hier oben noch einen anderen See gibt, einen kleineren. Ich habe ihn einmal im Sommer gesehen, als ich abenteuerlustig war und den Berg weiter hochgewandert bin. Es sind steile vierhundert Meter, und ich habe seit dem nicht hoch einmal dort hochgegangen.

Ich sehe auf und seufze. Die Sonne geht schon unter, ein verdrießlicher Winter-Sonnenuntergang in einem rötlichen Farbton, und ich bin schon schwach und müde und durchgefroren. Ich werde meine Kraft noch brauchen, um den Berg wieder herunterzukommen. Das letzte, was ich will, ist, noch höher zu klettern. Aber eine kleine Stimme in mir drin drängt mich, weiter zu klettern. Je mehr Zeit ich in diesen Tagen alleine verbringe, desto lauter wird die Stimme seines Vaters in meinem Kopf. Ich verabscheue das und will sie abstellen, aber ich kann es irgendwie nicht.

Hör auf, rumzuheulen und geh weiter, Moore!

Papa mochte es immer, mich mit dem Nachnamen anzureden. Ich mochte das nicht, aber das war ihm egal.

Wenn ich jetzt zurückgehe, hat Bree heute Abend nichts zu essen. Der See da oben ist die beste Chance, die ich noch habe, noch etwas zu essen zu bekommen. Außerdem will ich, dass Bree ein Feuer hat, und das Holz hier unten ist alles durchnässt. Dort oben ist der Wind stärker, da kann ich vielleicht genug trockenes Holz finden. Noch einmal sehe ich den Berg hinauf und entschließe mich, es zu versuchen. Ich senke den Kopf und mache mich auf den Weg, die Angel nehme ich mit.

Jeder Schritt schmerzt, eine Million scharfer Nadeln scheint in meine Oberschenkel zu stechen, die eisige Luft bohrt in meinen Lungen. Der Wind wird stärker und der Schnee peitscht wie Sandpapier in mein Gesicht. Hoch oben kreischt ein Vogel, als würde er sich über mich lustigmachen. Gerade, als ich das Gefühl habe, ich könnte keinen Schritt mehr weitergehen, erreiche ich das nächste Plateau.

Dieses hier oben ist anders als all die anderen: Dicht mit Bäumen bewachsen, so dass man kaum weiter als drei Meter sehen kann. Der Himmel ist über ihrem riesigen Zelt verborgen, und der Schnee ist mit grünen Nadeln übersät. Die riesigen Bäume schaffen es auch, den Wind abzuhalten. Ich fühle mich, als hätte ich ein kleines privates Königreich betreten, abgeschnitten vom Rest der Welt.

Ich halte an und drehe mich um, um die Aussicht aufzusaugen: Die Aussicht ist faszinierend. Ich hatte immer gedacht, dass wir vom Haus meines Vaters aus schon eine herrliche Aussicht hatten, von hier aus, ganz oben, ist sie einfach spektakulär. Berggipfel erheben sich auf allen Seiten, und dahinter, in der Ferne, kann ich den Hudson River glitzern sehen. Ich sehe auch die Straßen, die sich durch die Berge schlängeln, bemerkenswert unversehrt. Wahrscheinlich, weil so wenig Menschen jemals hier hochkommen. Tatsächlich habe ich hier noch nie ein Auto oder ein anderes Fahrzeug

gesehen. Trotz des Schnees sind die Straßen frei. Die steilen, kurvigen Straßen leuchten in der Sonne, leiten die Flüssigkeit perfekt ab, erstaunlicherweise ist der Schnee wirklich fast weggeschmolzen.

Plötzlich besorgt mich das eher. Ich bevorzuge es, wenn die Straßen mit Schnee und Eis überzogen sind, wenn sie für Fahrzeuge unpassierbar sind, denn die einzigen Menschen, die heutzutage Autos und Benzin haben, sind die Sklaventreiber – gnadenlose Kopfgeldjäger, die arbeiten, um die Arena Eins zu versorgen. Sie patrouillieren überall, suchen nach Überlebenden, kidnappen sie und bringen sie als Sklaven in die Arena. Dort, so habe ich es gehört, müssen sie dann zur Unterhaltung der Leute tödliche Kämpfe ausfechten.

Bree und ich hatten Glück. In den Jahren hier oben haben wir keine Sklaventreiber gesehen – aber ich glaube, das liegt nur daran, dass wir so weit oben leben, so abgeschieden. Einmal habe ich den Motor eines Sklaventreibers aufheulen hören, in weiter Ferne, auf der anderen Seite des Flusses. Ich weiß, dass sie da unten sind, irgendwo, und patrouillieren. Und ich gehe kein Risiko ein – ich Sorge dafür, dass wir nicht auffallen, wir verbrennen nur Holz, wenn es nötig ist, und ich passe immer genau auf Bree auf. Meistens nehme ich sie auch zur Jagd mit – ich hätte sie auch heute mitgenommen, aber sie ist zu krank.

Ich wende mich wieder dem Plateau und dem kleineren See zu. Fest gefroren glänzt er in der Nachmittagssonne, scheint wie ein verlorener Juwel, versteckt hinter den Bäumen. Ich nähere mich dem See, gehe vorsichtig ein paar Schritte auf das Eis, um sicherzugehen, dass das Eis nicht bricht. Sobald ich sicher bin, gehe ich die nächsten Schritte. Ich finde eine Stelle, nehme die kleine Axt von meinem Gürtel und schlage zu, mehrmals. Ein Riss entsteht. Ich nehme mein Messer, knie mich hin und steche direkt ins Zentrum des Risses. Mit der Messerspitze arbeite ich so lange, bis ich ein kleines Loch gebohrt habe, gerade groß genug, dass ein Fisch hindurchpassen würde.

Ich eile zurück ans Ufer, rutsche und schlittere wieder, dann klemme ich die Angelrute zwischen zwei Äste, wickle die Schnur an und renne zurück und lasse sie in das Loch sinken. Ich zupfe ein paar Mal daran, in der Hoffnung, dass das Glitzern des Metalls ein paar lebende Wesen unter dem Eis anziehen wird. Aber ich kann nichts gegen das Gefühl tun, dass es ein nutzloses Unterfangen ist, dass, was auch immer in diesen Bergseen gelebt hat, schon lange tot ist.

Hier oben ist es sogar noch kälter. Ich kann nicht einfach hier stehen und die Angel anstarren. Ich muss mich bewegen. Ich gehe vom See weg, meine abergläubische Seite sagt mir, ich werde wahrscheinlich genau dann einen Fisch fangen, wenn ich nicht hinsehe. Ich laufe kleine Kreise um die Bäume herum, reibe mir die Hände, versuche, warm zu bleiben. Das hilft etwas.

Da fällt mir das trockene Holz wieder ein. Ich sehe hinab und suche nach etwas, das sich anzünden ließe, aber es ist sinnlos. Der Boden ist mit Schnee bedeckt. Ich sehe in die Bäume hoch, aber auch die Stämme und Äste sind fast komplett mit Schnee bedeckt. Nur in der Ferne kann ich ein paar Bäume sehen, von denen der Wind den Schnee heruntergeweht hat. Ich mache mich auf den Weg und inspiziere die Borke, mit den Händen. Ich bin erleichtert, dass einige Zweige trocken sind. Ich nehme meine Axt heraus und hacke einen der größeren Zweige ab. Alles, was ich brauche, ist eine Armvoll Holz, und dieser Ast ist perfekt.

Ich fange ihn auf, als er herunterfällt, damit er nicht im Schnee landet, lehne ihn gegen den Baumstamm und zerhacke ihn in zwei Hälften. Das mache ich wieder und wieder, bis ich einen kleinen Haufen Anzündmaterial zusammen habe, gerade so, dass ich ihn noch mit meinen Armen tragen kann. Ich setze mich in eine Nische zwischen den Ästen, trocken und geschützt vor dem Schnee unten.

Ich sehe mich um und inspiziere die anderen Baumstämme. Als ich genauer hinsehe, fällt mir etwas auf. Ich nähere mich einem der Bäume, schaue noch genauer hin und stelle fest, dass die Borke anders ist als bei den anderen Bäumen. Ich sehe hoch und stelle fest, dass es keine Pinie ist, sondern ein Ahorn. Ich bin überrascht, so weit hier oben einen Ahorn zu finden, und noch überraschter, dass ich ihn tatsächlich erkenne. Tatsächlich ist ein Ahorn wahrscheinlich das Einzige in der freien Natur, das ich erkennen würde. Eine Erinnerung kommt zurück:

Einmal, als ich klein war, hatte mein Vater sich in den Kopf gesetzt, mich nach draußen in die Natur zu bringen. Gott weiß warum, aber er nahm mich mit, um Ahorne anzuzapfen. Wir fuhren stundenlang in einen gottverlassenen Teil des Landes, ich trug einen Metalleimer, er ein Rohr, und dann verbrachten wir Stunden damit, die mit einem Führer Wälder zu durchwandern, auf der Suche nach dem perfekten Ahorn. Und ich erinnere mich an den Ausdruck von Enttäuschung in seinem Gesicht, als er den ersten Baum angezapft hatte, aber nur eine klare Flüssigkeit in unseren Eimer lief. Er hatte Sirup erwartet.

Unser Führer lachte ihn aus und erklärte ihm, dass Ahorne keinen Sirup produzierten, sondern Saft. Der Saft musste erst zum Sirup eingekocht werden. Der Prozess dauerte Stunden, sagte er. Man brauchte über fünfzig Liter Saft, um einen Liter Sirup herzustellen.

Mein Vater sah sich den überfließenden Eimer Saft in seiner Hand an und wurde rot, als ob jemand ihm schlechte Ware angedreht hätte. Er war der stolzeste Mann, den ich je getroffen hatte, und wenn er irgendetwas noch mehr hasste, als dumm dazustehen, war es, wenn man sich über ihn lustig machte. Als der Mann lachte, warf er seinen Eimer nach ihm, verpasste ihn knapp, er nahm meine Hand und wir stürmten davon.

Danach nahm er mich nie wieder in die freie Natur mit.

Mir machte das nichts aus – mir hatte der Ausflug tatsächlich gefallen, auch wenn er noch den ganzen Rückweg über stinksauer im Auto saß. Ich hatte es geschafft, eine kleine Tasse von dem Saft einzupacken, bevor er mich mitgenommen hatte, und ich erinnere mich noch daran, dass ich auf der Autofahrt zurück heimlich daran getrunken habe, als er nicht hinsah. Ich mochte den Saft, er schmeckte wie Zuckerwasser.

Nun, wo ich hier vor diesem Baum stehe, erkenne ich ihn deshalb. Diese Sorte, so hoch oben, ist dünn und mager, und ich wäre überrascht, wenn der Baum überhaupt Saft hätte. Aber ich habe nichts zu verlieren. Ich nehme mein Messer heraus und steche in den Baum hinein, wieder und wieder an derselben Stelle. Dann bohre ich mit dem Messer tiefer und tiefer, hin und her, um das Loch zu erweitern. Ich denke nicht, dass wirklich etwas passieren wird.

Demensprechend überrascht bin ich, als ein Tropfen Saft austritt. Ich nehme ihn mit dem Finger auf, berühre ihn und hebe ihn hoch. Ich fühle den Zuckerschok sofort und erkenne den Geschmack. Genau, wie ich ihn in Erinnerung hatte. Ich kann es kaum glauben.

Der Saft tritt jetzt schneller aus, und ich verliere viel davon, weil er den Stamm hinunterläuft. Verzweifelt sehe ich mich nach etwas um, um ihn einzufangen – ein Eimer oder etwas Ähnliches – aber da ist natürlich keiner.

Dann fällt mir meine Thermoskanne wieder ein. Ich ziehe meine Plastikkanne aus meinem Taillenbund und leere ihn aus. Frisches Wasser kann ich immer bekommen, so lange so viel Schnee liegt – aber dieser Saft ist wertvoll. Ich halte die leere Thermoskanne gegen den Baum, wünsche, ich hätte ein vernünftiges Rohr. Ich schiebe das Plastik so dicht an den Stamm, wie ich kann, und schaffe es, viel aufzufangen. Die Kanne füllt sich langsamer, als ich es gerne hätte, aber innerhalb von ein paar Minuten habe ich immerhin die halbe Kanne voll.

Der Saftstrom hört auf. Ich warte ein paar Sekunden, ob er noch einmal anfängt, aber das macht er nicht.

Ich sehe mich um und sehe einen weiteren Ahorn in etwa drei Metern Entfernung. Ich eile hinüber, setze aufgeregt erneut mein Messer an und steche dies Mal hart zu, stelle mir schon vor, wie ich die Kanne ganz füllen kann, stelle mir die Überraschung auf Brees Gesicht vor, wenn sie ihn kostet. Vielleicht ist der Saft nicht nahrhaft, aber er wird sie sicher glücklich machen.

Dieses Mal aber, als mein Messer auf den Stamm trifft, ertönt ein scharfes, splitterndes Geräusch, das ich nicht erwartet hatte, danach knirscht das Holz. Ich sehe, wie der ganze Baum sich beugt, und mir wird klar, zu spät, dass dieser Baum, bedeckt von einer Eisschicht, schon tot ist. Mein Messer war das letzte Bisschen, was er noch brauchte, um umzufallen.

Einen Moment später stürzt der ganze Baum, mindestens sechs Meter hoch, um und kracht auf den Boden. Er wirbelt eine ungeheure Wolke aus Schnee und Kiefernadeln auf. Ich krümme mich zusammen, weil ich Angst habe, dass ich jemanden auf mich aufmerksam gemacht haben könnte. Ich bin wütend auf mich selbst. Das war unvorsichtig und dumm. Ich hätte den Baum zuerst gründlicher untersuchen müssen.

Einige Momente später jedoch normalisiert sich mein Herzschlag und mir wird klar, dass hier oben sonst niemand ist. Ich kann wieder klar denken und ich erkenne, dass Bäume im Wald ständig von alleine umfallen, daraus könnte man nicht schließen, dass da ein Mensch ist. Als ich auf den Platz schaue, wo bis eben noch der Baum gestanden hat, muss ich deshalb zwei Mal hinschauen, als ich etwas entdecke, so ungläubig bin ich.

Da hinten in der Ferne, hinter ein paar weiteren Bäumen, direkt in den Berghang hineingebaut, steht ein kleines Steinhäuschen. Es ist winzig, perfekt quadratisch, etwa viereinhalb Meter breit und tief, etwa dreieinhalb Meter hoch, die Wände bestehen aus alten Steinblöcken. Ein kleiner Kamin erhebt sich über dem Dach, und in die Wände sind kleine Fenster eingebaut. Die Holztür, in Bogenform, ist angelehnt.

Dieses kleine Häuschen ist so gut verdeckt, passt sich so perfekt in seine Umgebung ein, dass ich es sogar, während ich es schon anschau, kaum ausmachen kann. Das Dach und die Wände sind mit Schnee bedeckt, und der freiliegende Stein passt sich perfekt an die Landschaft an. Das Häuschen sieht uralt aus, als wäre es vor Hunderten von Jahren gebaut worden. Ich habe keine Ahnung, warum es hier steht, wer es gebaut haben könnte oder warum. Vielleicht ein Mitarbeiter eines State Parks. Vielleicht ein Einsiedler oder ein Verrückter.

Es sieht aus, als wäre jahrelang niemand dort gewesen. Ich sehe mir den Waldboden genau an, aber das sind weder menschliche Fußspuren noch Spuren von Tieren. Ich erinnere mich, dass der Schnee schon seit Tagen fällt, und rechne nach: Hier kann seit mindestens drei Tagen niemand hinein- oder hinausgegangen sein.

Mein Herz pocht beim Gedanken daran, was in dem Häuschen sein könnte. Essen, Kleidung, Medizin, Waffen, Material – alles wäre ein Geschenk des Himmels.

Vorsichtig bewege ich mich über die freie Fläche, sehe über meine Schulter nach, um sicherzugehen, dass mir niemand folgt. Ich bewege mich schneller, hinterlasse große und auffällige Spuren im Schnee. Als ich an der Tür ankomme, drehe ich mich noch einmal um, dann lausche ich einige Sekunden lang. Ich greife nach meiner Axt und schlage mit ihrem Stiel fest gegen die Tür, ein lautes und nachhallendes Geräusch, als letzte Warnung an alle Tiere, die vielleicht drinnen sein könnte.

Keine Reaktion.

Schnell schiebe ich die Tür auf, drücke den Schnee zurück und trete ein.

Es ist dunkel hier drinnen, das einzige Licht ist der letzte Sonnenschein des Tages, der durch die kleinen Fenster eindringt, meine Augen brauchen einen Moment, um sich daran zu gewöhnen. Ich warte mit dem Rücken zur Tür, auf der Hut für den Fall, dass doch Tiere diesen Ort als Rückzugsraum nutzen. Aber nach einigen weiteren Sekunden haben meine Augen sich an das Schummerlicht gewöhnt und es ist klar, dass ich alleine bin.

Als erstes fällt mir auf, dass es warm ist. Vielleicht, weil es so klein ist und die Decke niedrig, und weil es direkt in den Bergstein gebaut ist. Oder vielleicht, weil vor dem Wind geschützt ist. Sogar, obwohl das Wetter durch die Fenster eindringt, sogar, obwohl die Tür nur angelehnt ist, muss es hier drinnen mindestens fünfzehn Grad wärmer sein – viel wärmer, als es im Haus meines Vaters jemals war, sogar mit brennendem Feuer. Das Haus meines Vaters war von Anfang an billig gebaut worden, mit papierdünnen Wänden und einer Plastikfassade, an der Ecke eines Hügels, der immer direkt in der Windrichtung zu liegen schien.

Aber dieser Ort hier ist anders. Die Steinwände sind so dick und gut gebaut, ich fühle mich sicher und gut aufgehoben hier. Ich kann mir nur zu gut vorstellen, wie warm es hier drin werden

könnte, wenn ich die Tür schließen, die Fenster vernageln und ein Feuer machen würde – der Kamin scheint in Ordnung zu sein.

Das Innere besteht aus einem großen Raum, und ich versuche, die Dunkelheit weiter zu durchdringen, den Boden abzusuchen, nach irgendetwas, das ich gebrauchen kann. Der Raum sieht wirklich aus, als hätte ihn seit dem Krieg keiner mehr betreten. Alle anderen Häuser, die ich gesehen hatte, hatten zerschmetterte Fenster, Müll lag herum, und ganz offensichtlich war alles Brauchbare bereits mitgenommen worden, sogar die Verkabelungen. Aber nicht in diesem Haus. Es sieht unberührt und sauber und ordentlich aus, als wäre der Besitzer einfach eines Tages aufgestanden und gegangen. Ich frage mich, ob das noch vor dem Krieg war. Die Spinnweben und die unglaubliche Lage, so gut versteckt hinter den Bäumen, lassen darauf schließen. Hier war seit Jahrzehnten niemand.

An der anderen Wand hinten kann ich die Konturen eines Gegenstandes erkennen, und ich mache mich auf den Weg dorthin. Ich halte die Hände vor mir, taste mich in die Dunkelheit. Als ich anfasse, stelle ich fest, dass es eine Kommode ist. Ich fahre mit meinen Fingern über die glatte Holzoberfläche und kann den Staub fühlen. Ich ertaste mit meinen Fingern kleine Knäufe, von Schubladen. Ich ziehe vorsichtig eine nach der anderen auf. Es ist zu dunkel, um zu sehen, also fasse ich mit der Hand in jede Schublade. In der ersten ist nichts. Auch nicht in der zweiten. Jetzt öffne ich die anderen schnell, meine Zuversicht schwindet. In der fünften Schublade jedoch kann ich hinten, auf der Rückseite, etwas erfühlen. Langsam ziehe ich es heraus.

Ich halte es ins Licht hoch, und zuerst kann ich es nicht erkennen. Aber ich kann die verräterische Aluminiumfolie fühlen und mir wird klar: Ein Schokoriegel. Einige Bissen fehlen, aber er ist noch in seiner Originalverpackung, und das Meiste ist noch da. Ich packe ihn nur ein bisschen aus, halte ihn an meine Nase und rieche daran. Ich kann es nicht glauben: Echte Schokolade. Wir hatten seit dem Krieg keine Schokolade mehr.

Der Geruch bringt meinen stechenden Hunger zurück und ich brauche all meine Willenskraft, um den Riegel nicht aufzureißen und zu verschlingen. Ich zwingen mich, stark zu bleiben, verpacke ihn wieder sorgfältig und verstaue ihn in meiner Tasche. Ich werde warten und ihn gemeinsam mit Bree genießen. Ich lächle und freue mich schon auf ihren Gesichtsausdruck, wenn sie ihren ersten Bissen nimmt. Er wird unbezahlbar sein.

Schnell durchsuche ich die restlichen Schubladen in der Hoffnung, noch weitere Schätze zu finden. Aber alle anderen sind leer. Ich gehe wieder durch das Zimmer, gehe es der Länge und der Breite nach ab, in alle vier Ecken, aber da scheint nichts zu sein.

Plötzlich trete ich auf etwas Weiches. Ich knie mich hin und halte es hoch, ins Licht. Ich bin verblüfft: Ein Teddybär. Ziemlich abgenutzt, und ein Auge fehlt, aber trotzdem, Bree liebt Teddybüren und vermisst ihren von früher. Sie wird sich unglaublich über diesen freuen. Sieht aus, als wäre heute ihr Glückstag.

Ich klemme den Teddy in meinen Gürtel, ertaste dann aber noch etwas Weiches auf dem Boden

Ich greife danach und halte es hoch, und bin begeistert: Es ist ein Schal. Er ist schwarz und voller Staub, aber als ich ihn an meinen Nacken und meine Brust halte, kann ich die Wärme schon spüren. Ich halte ihn aus dem Fenster und schüttele ihn durch, um den ganzen Staub abzubekommen. Ich besehe ihn mir im Licht, er ist lang und dick, nicht einmal Löcher hat er. Das ist pures Gold. Ich wickele ihn sofort um den Nacken und klemme ihn unter meinem Shirt fest, und mir ist gleich wärmer. Ich muss niesen.

Die Sonne senkt sich, und weil es aussieht, als hätte ich alles gefunden, was ich gesucht hätte, will ich mich auf den Weg machen. Auf dem Weg zu Fuß bleibe ich aber plötzlich mit meinem Fuß an etwas Hartem, Metallischem hängen. Ich knie mich hin, taste vorsichtig, falls es eine Waffe ist. Ist es nicht, es ist ein runder Eisenknopf, am Holzboden befestigt. Wie ein Klopfer. Oder ein Griff.

Ich ziehe nach links und rechts, nichts passiert. Ich versuche ihn zu drehen, wieder nichts. Dann gehe ich das Risiko ein und stelle mich ein Stück zur Seite und ziehe stark daran, geradeaus nach oben.

Eine Falltür öffnet sich und eine Staubwolke liegt in der Luft.

Ich sehe nach unten und entdecke einen Kriechkeller, vielleicht einen Meter und zwanzig Zentimeter hoch, mit einem Lehm Boden. Mein Herz macht einen Sprung, was das für Möglichkeiten bietet. Wenn hier leben würden und es jemals ein Problem gäbe, könnte ich Bree hier unten verstecken. Dieses kleine Häuschen erscheint mir immer wertvoller.

Und nicht nur das. Als ich heruntersehe, sehe ich etwas glänzen. Ich schiebe die schwere Holztür ganz zurück und krieche schnell die Leiter hinunter. Es ist schwarz unten, und ich halte mir die Hände vors Gesicht, während ich mich vortaste. Als ich einen Schritt nach vorne mache, fühle ich etwas. Glas. In die Wand sind Regale eingebaut, und darauf stehen Glasgefäße. Und Steingefäße.

Ich ziehe eins heraus und ans Licht. Der Inhalt ist rot und weich. Es sieht nach Marmelade aus. Ich schraube schnell den Blechdeckel ab, halte ihn an meine Nase und rieche daran. Der durchdringende Geruch von Himbeeren schlägt mir entgegen. Ich stecke einen Finger hinein und halte ihn an meine Zunge. Ich kann es kaum glauben: Himbeermarmelade. Und sie schmeckt so frisch, als wäre sie gestern erst eingemacht worden.

Schnell verschließe ich das Glas wieder und eile zu den Regalen zurück, fasse hinein – da sind noch Dutzende Gläser mehr in der Dunkelheit. Ich greife nach dem nächsten, halte auch das ins Licht. Sieht aus wie Gurken.

Ich wünschte, ich könnte sie alle mitnehmen, aber meine Hände gefrieren. Ich habe nichts, womit ich die Gläser tragen könnte, und draußen wird es dunkel. Also packe ich die Gurken wieder zurück, klettere die Leiter hoch und schließe die Falltür fest hinter mir. Ich wünschte, ich hätte ein Schloss. Es macht mich nervös, all das hier ungeschützt liegen zu lassen. Aber dann erinnere ich mich selbst daran, dass hier jahrelang niemand war – und dass ich das Haus wahrscheinlich selbst nie bemerkt hätte, wäre der Baum nicht umgefallen.

Als ich gehe, schließe ich die Tür hinter mir, fühle mich schon, als wäre ich hier zu Hause.

Mit vollen Taschen eile ich wieder zum See zurück – erstarre aber plötzlich, als ich eine Bewegung spüre und ein Geräusch höre. Zuerst Sorge ich mich, dass jemand mir gefolgt sein könnte, aber als ich mich langsam umdrehe, sehe ich etwas anderes: Ein Reh steht dort, drei Meter entfernt nur vielleicht, und starrt zurück. Das erste Reh, das ich seit Jahren gesehen habe. Seine großen, schwarzen Augen sehen mich direkt an, dann dreht es sich plötzlich um und läuft weg.

Ich bin sprachlos. Monatlang habe ich nach einem Reh gesucht, in der Hoffnung, ich käme nahe genug an eines heran, um mein Messer danach zu werfen. Aber ich konnte keins finden, nirgends. Vielleicht habe ich nicht weit genug oben gesucht. Vielleicht haben sie die ganze Zeit hier oben gelebt.

Ich beschließe, gleich morgen früh wiederzukommen und den ganzen Tag zu warten, wenn es nötig ist. Wenn das Reh einmal hier war, kommt es vielleicht wieder. Nächstes Mal werde ich es töten. Von diesem Reh könnten wir monatlang leben.

Voll neuer Hoffnung eile ich zum See zurück. Als ich näher komme, klopft mein Herz höher: Die Rute ist fast zur Hälfte heruntergebogen. Zitternd vor Aufregung rutsche und schlittere ich über das Eis. Ich greife die Schnur, die sich wild bewegt, und bete, dass sie hält.

Ich ziehe fest daran. Ich kann die Kraft eines großen Fisches spüren, der sich widersetzt, und bete, dass die Schnur nicht reißt, der Haken nicht bricht. Ein letztes Mal ziehe ich, und der Fisch fliegt aus dem Wasser. Ein riesiger Lachs, so groß wie mein Arm. Er landet auf dem Eis und zappelt, rutscht. Ich reiche herüber und will ihn greifen, aber er rutscht mir aus den Händen und fällt wieder aufs Eis. Meine Hände sind zu glitschig, um ihn festzuhalten, also ziehe ich meine Ärmel hoch, beuge mich hinunter und greife dieses Mal fester zu. Noch etwa dreißig Sekunden zappelt er in meinen Händen, dann schließlich stirbt er.

Ich bin verblüfft. Es ist mein erster Fang seit Monaten. Ekstatisch rutsche ich über das Eis und lege ihn am Ufer ab, verpacke ihn in Schnee, weil ich Angst habe, dass er irgendwie wieder zum Leben erwacht und in den See zurückspringt. Ich nehme die Angel und die Schnur in eine Hand, dann greife ich mit der anderen den Fisch. Ich kann das Marmeladengefäß in einer Tasche spüren

und den Thermosbecher mit Saft in der anderen, zusammengepackt mit dem Schokoriegel, und den Teddy an meiner Taille. Bree wird heute Abend Reichtümer besitzen.

Nur eins muss ich noch mitnehmen. Ich gehe zu dem Stapel von trockenem Holz hinüber, balanciere die Rute in meinem Arm, und mit der freien Hand hebe ich so viele Holzstücke auf, wie ich halten kann. Ich lasse ein paar fallen, und kann nicht so viele nehmen, wie ich gerne möchte, aber ich kann mich nicht beschweren. Ich kann immer noch wiederkommen und den Rest holen.

Mit vollen Händen, Armen und Taschen rutsche und schlittere ich den steilen Berghang im letzten Tageslicht wieder hinunter, achtsam, nichts von meinem Schatz zu verlieren. Im Gehen kann ich das Häuschen nicht aus dem Kopf bekommen. Es ist perfekt, und mein Herz schlägt schneller beim Gedanken an die Möglichkeiten. Das ist genau das, was wir brauchen. Das Haus unseres Vaters ist zu auffällig, an einer Hauptstraße gebaut. Schon seit Monaten mache ich mir Sorgen, dass wir da zu verwundbar sind. Alles, was es bräuchte, wäre, dass zufällig ein Sklaventreiber vorbeikäme, und schon hätten wir ein Problem. Ich wollte schon lange, dass wir umziehen, aber ich hatte keine Ahnung, wohin. Hier oben gibt keine anderen Häuser.

Dieses kleine Häuschen, so weit oben und so weit weg von jeglicher Straße – im wahrsten Sinne in den Berg hineingebaut – ist so gut verborgen, fast, als wenn es für uns gebaut worden wäre. Keiner könnte uns hier jemals finden. Und selbst wenn, mit einem Fahrzeug würden sie nicht einmal in die Nähe kommen. Sie müssten zu Fuß kommen, aber von dort oben aus würde ich sie schon aus einem Kilometer Entfernung sehen.

Außerdem hat das Haus eine frische Wasserquelle, ein kleiner Bach direkt vor der Tür. Ich müsste Bree nicht mehr jedes Mal allein lassen müssen, um mich auf die Wanderung zu machen, um zu baden und unsere Kleidung zu waschen. Und ich müsste nicht mehr die Wassereimer einzeln vom See hochtragen, jedes Mal, wenn ich koche. Ganz zu schweigen davon, dass wir durch dieses riesige Baumzelt verborgen genug wären, um jeden Abend Feuer im Kamin zu machen. Wir wären sicherer, uns wäre wärmer, und das an einem Ort, wo es Fische und Wild gibt – und einen Keller voller Essen. Ich habe einen Plan: Ich bringe uns morgen schon dort hin.

Eine Last fällt von meinen Schultern. Ich fühle mich wie neugeboren. Zum ersten Mal, so lange ich mich erinnern kann, habe ich nicht mehr das Gefühl, dass der Hunger an mir nagt und die Kälte in meine Fingerspitzen sticht. Sogar der Wind scheint in meinem Rücken zu sein, als ich herunterkletterte, mir zu helfen, und ich weiß, dass die Dinge sich endlich gewendet haben. Zum ersten Mal, so lange ich mich erinnern kann, weiß ich heute, dass wir es schaffen können.

Jetzt können wir überleben.

ZWEI

Als ich in der Dämmerung beim Haus meines Vaters ankomme, sinkt die Temperatur, der Schnee beginnt zu härten und unter meinen Füßen zu knirschen. Ich verlasse die Wälder und sehe das Haus, wie dort steht, so auffällig auf der Seite der Straße, und bin erleichtert zu sehen, dass alles ruhig aussieht, genauso, wie ich es verlassen habe. Sofort überprüfe ich den Schnee auf Fußspuren – oder Spuren von anderen Tieren, aber da sind keine.

Im Haus sind keine Lichter an, aber das ist normal. Ich wäre besorgt, wenn es so wäre. Wir haben keinen Strom, und Lichter würden bedeuten, dass Bree Kerzen angemacht hätte – das würde sie ohne mich nicht tun. Ich halte inne und lausche einige Sekunden lang, alles ist ruhig. Keine Kampfgeräusche, keine Hilferufe, keine Rufe einer Kranken. Ich atme erleichtert aus.

Ein Teil von mir hat immer Angst, dass ich zurückkehre und die Tür weit offen steht, das Fenster zerschlagen ist, und Fußspuren in das Haus führen, und Bree entführt wurde. Diesen Alptraum hatte ich schon mehrmals, und jedes Mal bin ich schwitzend aufgewacht und ins andere Zimmer gegangen, um sicher zu gehen, dass Bree dort ist. Immer schläft sie dann tief und fest, und ich mache mir Vorwürfe. Ich sollte einfach aufhören, mir Sorgen zu machen, nach all diesen Jahren. Aber aus irgendeinem Grund kann ich das nicht: Jedes Mal, wenn ich Bree alleinlassen muss, ist das wie ein kleiner Messerstich in mein Herz.

Immer noch auf der Hut, alles um mich herum spürend, prüfe ich unser Haus im schwächer werdenden Licht. Es war wirklich noch nie besonders hübsch. Eine typische Ranch in den Bergen, steht es da, ein Quader ohne jeden Charakter, verbrämt mit billigen Plastikfassaden, die am ersten Tag schon alt aussahen und jetzt einfach verfault wirken. Die Fenster sind klein und weit auseinander und nur wenige, auch aus billigem Kunststoff. Es sieht aus, als würde es auf einen Campingplatz gehören. Vielleicht viereinhalb Meter breit und neun Meter tief, war das Haus ursprünglich für ein Schlafzimmer gedacht, aber wer auch immer es gebaut hat, hat in seiner unendlichen Weisheit beschlossen, es in zwei kleine Schlafzimmer und ein noch kleineres Wohnzimmer aufzuteilen.

Ich erinnere mich daran, dass ich es als Kind besucht habe, vor dem Krieg, als die Welt noch normal war. Wenn unser Vater zu Hause war, nahm er uns am Wochenende oft hierher mit, um aus der Stadt rauszukommen. Ich wollte nicht undankbar erscheinen, und tat immer so, als würde es mir Freunde machen, aber im Stillen mochte ich es nie. Es fühlte sich immer dunkel und beengt an, und es roch muffelig. Als Kind konnte ich es gar nicht abwarten, bis das Wochenende vorbei wäre, um endlich von hier wegzukommen. Ich erinnere mich, wie ich im Stillen geschworen habe, als ich älter wurde, dass ich nie wieder hierher zurückkehren würde.

Nun bin ich ironischerweise dankbar für diesen Ort. Das Haus hat mein Leben gerettet – und das von Bree. Als der Krieg ausbrach und wir aus der Stadt fliehen mussten, hatten wir keine Wahl. Wenn es diesen Ort nicht gegeben hätte, ich weiß nicht, wo wir hätten hingehen können. Und wenn dieser Ort nicht so schon so abgelegen und so hoch liegen würde, dann hätten uns die Sklaventreiber wahrscheinlich schon vor langer Zeit gekriegt. Es ist seltsam, wie sehr man Dinge als Kind hassen kann, die man als Erwachsener schließlich zu schätzen weiß. Naja, als fast Erwachsene. Mit 17 halte ich mich selbst jedenfalls für eine Erwachsene. Wahrscheinlich bin ich in den letzten Jahren jedenfalls überdurchschnittlich gealtert.

Wenn dieses Haus nicht direkt an der Straße stehen würde, so exponiert – wenn es nur ein bisschen kleiner wäre, etwas geschützter, tiefer in den Wäldern, dann würde ich mir nicht so viele Sorgen machen, denke ich. Natürlich müssten wir dann immer noch mit den papierdünnen Wänden leben, dem leckenden Dach und den Fenstern, durch die der Wind zog. Es wäre nie ein komfortables, warmes Haus. Aber wenigstens wäre es sicher. So aber habe ich jedes Mal, wenn ich es ansehe und die herrliche Aussicht dahinter, das Gefühl, dass es die reinste Zielscheibe ist.

Meine Füße knirschen im Schnee, als ich unsere Kunststofftür öffne und drinnen ein Bellen zu hören ist. Sasha tut, was ihr beigebracht habe: Bree beschützen. Ich bin ihr so dankbar. Sie passt so gut auf Bree auf, bellt beim leisesten Laut; damit habe ich gerade genug Seelenfrieden, um sie allein zu lassen, wenn ich jagen gehe. Obwohl mich ihr Bellen zugleich auch manchmal beunruhigt, denn sie könnte uns verraten: Ein bellender Hund bedeutet in der Regel, dass es auch Menschen gibt. Genau deshalb würde ein Sklaventreiber das hören.

Schnell gehe ich ins Haus und beruhige sie. Ich schließe die Tür hinter mir, balanciere die Holzscheite in meiner Hand und trete in das abgedunkelte Zimmer. Sasha wird ruhiger, wedelt mit dem Schwanz und spring an mir hoch. Ein schokofarbener Labrador, sechs Jahre alt. Sasha ist der treueste Hund, den ich mir vorstellen kann – und die beste Gesellschaft. Wenn es sie nicht gäbe, wäre Bree schon lange depressiv geworden, glaube ich. Ich vielleicht auch.

Sasha leckt mein Gesicht, winselt, und scheint aufgeregter als sonst zu sein; sie schnüffelt an meiner Taille, an meinen Taschen, sie spürt schon, dass ich etwas Besonderes mit nach Hause gebracht habe. Ich lege die Holzscheite ab, um sie streicheln zu können, und dabei kann ich ihre Rippen spüren. Sie ist viel zu dünn. Ich empfinde wieder ein schlechtes Gewissen. Dann aber denke ich wieder, Bree und ich sind auch zu dünn. Was wir an Essen haben, teilen wir immer mit ihr, wir behandeln uns alle drei gleich. Dennoch wünschte ich, ich könnte ihr mehr geben.

Sie steckt ihre Nase an den Fisch, und dabei fliegt er mir aus der Hand und auf den Boden. Sasha stürzt sich sofort darauf, schleudert ihn mit ihren Pfoten quer über den Boden. Dann springt sie wieder darauf, dieses Mal beißt sie zu. Aber offenbar mag sie den Geschmack von rohem Fisch nicht, denn sie lässt los. Stattdessen spielt sie damit, greift wieder danach und lässt ihn wieder über den Boden rutschen.

„Sascha, hör auf!“ Ich spreche leise, um Bree nicht zu wecken. Außerdem habe ich Angst, wenn sie zu viel damit spielt, reißt sie vielleicht die Verpackung ab und verschwendet etwas von dem wertvollen Fleisch. Gehorsam hört Sasha auf. Ich kann jedoch sehen, wie aufgereggt sie ist, und ich möchte ihr etwas geben. Ich lange in meine Tasche, drehe den Verschluss vom Marmeladengefäß auf, nehme mit meinem Finger etwas von der Himbeermarmelade heraus und halte ihn ihr hin.

Ohne etwas auszulassen, leckt sie meinen Finger ab, und nach drei Malen hat sie die ganze Portion aufgegessen. Sie leckt sich immer noch die Lippen und sieht mich mit großen Augen an, offensichtlich will sie noch mehr.

Ich streichle ihren Kopf, gebe ihr einen Kuss und stehe dann wieder auf. Jetzt frage ich mich, ob es nett war, ihr etwas zu geben, oder einfach nur grausam, ihr so wenig zu geben.

Das Haus ist dunkel, als ich hindurchstolpere, wie immer bei Nacht. Ein Feuer mache ich nur selten. So sehr wir die Wärme brauchen, ich will das Risiko nicht eingehen, Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Aber heute Abend ist es anders: Bree muss gesund werden, körperlich und emotional, und ich weiß, dass ein Feuer alles ist, was sie braucht. Außerdem habe ich das Gefühl, dass wir heute mal etwas unvorsichtiger sein dürfen, wenn wir morgen sowieso hier weg sind.

Ich gehe durch das Zimmer zu dem Schrank und nehme ein Feuerzeug und eine Kerze hinaus. Eines der besten Dinge an diesem Haus war der große Vorrat an Kerzen, einer der ganz wenigen guten Nebeneffekte der Tatsache, dass mein Vater ein Marine war und so ein Überlebenskämpfer. Wenn wir als Kinder zu Besuch waren, ging der Strom bei jedem Sturm aus, also lagerte er Kerzen, um die Elemente zu schlagen. Ich erinnere mich, dass ich mich darüber lustig gemacht habe, ihn einen Hamsterer genannt habe, als ich seinen ganzen Schrank voller Kerzen entdeckte. Jetzt, wo nur noch so wenige übrig sind, wünschte ich, er hätte mehr gehortet.

Ich habe unser einziges Feuerzeug am Leben erhalten, indem ich es selten benutze, und indem ich alle paar Wochen ein ganz bisschen Benzin aus dem Motorrad abzweige. Ich danke Gott jeden Tag für das Motorrad unseres Vaters, und ich bin auch sehr dankbar, dass er es ein letztes Mal aufgetankt hat: Das ist die eine Sache, von der ich denke, wir haben noch einen Vorteil, wir verfügen über etwas wirklich Wertvolles, eine Chance, zu überleben, wenn es ganz schlimm wird. Papa hatte das Motorrad

immer in der kleinen, mit dem Haus verbundenen Garage, aber als wir nach dem Krieg das erste Mal hierher kamen, haben wir es zuerst dort herausgenommen und den Hügel hinaufgerollt, in die Wälder, und es unter Büschen und Ästen und Dornen versteckt, so gut, dass niemand es jemals finden könnte. Ich dachte, wenn unser Haus entdeckt werden sollte, würden sie als erstes die Garage prüfen.

Ich bin auch dankbar dafür, dass mir mein Vater beigebracht hat, wie man es fährt, als ich noch klein war, trotz der Proteste meiner Mutter. Es war schwieriger zu lernen als die meisten anderen Motorräder, wegen des Beiwagens. Ich erinnere mich, dass ich zwölf war und Angst hatte, als ich fahren lernte. Mein Vater saß im Beiwagen und bellte mir jedes Mal Kommandos zu, wenn ich ins Stocken geriet. Ich habe das Fahren auf diesen steilen, ungnädigen Bergstraßen gelernt, und ich erinnere mich an das Gefühl, wir müssten sterben. Ich erinnere mich, wie ich in den Abgrund geschaut habe und geweint und darauf bestanden, dass er fährt. Aber das verweigerte er. Stur saß er dort, eine Stunde lang, bis ich endlich nicht mehr weinte und es noch einmal versuchte. Und irgendwie habe ich gelernt, es zu fahren. Das war meine Erziehung, kurz zusammengefasst.

Ich habe das Rad nicht angefasst seit dem Tag, an dem ich es versteckt habe, und ich riskiere nicht, hochzugehen und nachzusehen, wenn ich nicht das Gas brauche – und sogar das mache ich nur nachts. Ich denke, wenn wir eines Tages ein Problem haben und schnell hier wegmüssen, dann kann ich Bree und Sasha in den Beiwagen packen und uns alle in Sicherheit bringen. Aber in Wirklichkeit habe ich keine Ahnung, wohin wir noch gehen sollten. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, ist der Rest der Welt ein Ödland, voller gewalttätiger Krimineller, Gangs und wenigen Überlebenden. Die wenigen Gewalttätigen, die es geschafft haben, zu überleben, haben sich in den Städten zusammengerottet, sie entführen und versklaven jeden, den sie finden können, entweder für ihre eigenen Ziele oder für die Todesspiele in den Arenen. Ich glaube, Bree und ich gehören zu sehr wenigen Überlebenden, die noch frei leben, selbständig, außerhalb der Städte. Und zu den ganz wenigen, die noch nicht verhungert sind.

Ich zünde die Kerze an, und Sasha folgt mir, als ich langsam durch das abgedunkelte Haus gehe. Ich nehme an, Bree schläft, und das beunruhigt mich: Sie schläft normalerweise nicht so viel. Ich halte vor ihrer Tür an und frage mich, ob ich sie wecken soll. Wie ich dort stehe, sehe ich hoch und erschrecke vor meinem eigenen Spiegelbild in dem kleinen Spiegel. Ich sehr viel älter aus, wie jedes Mal, wenn ich mich selbst sehe. Mein Gesicht, dünn und eckig, ist rot von der Kälte, mein hellbraunes Haar fällt auf meine Schultern, rahmt mein Gesicht ein, und meine stahlgrauen Augen starren zu mir zurück, als würden sie zu jemandem gehören, den ich nicht erkenne. Es sind harte, intensive Augen. Mein Vater sagte immer, es wären die Augen eines Wolfs. Meine Mutter sagte immer, sie wären wunderschön. Ich wusste nicht, wem ich glauben sollte.

Schnell sehe ich weg, ich will mich nicht selbst sehen. Ich beuge mich vor und drehe den Spiegel um, damit das nicht wieder vorkommt.

Langsam öffne ich Brees Tür. Sofort stürmt Sasha hinein und eilt an Brees Seite, legt sich hin und ihr Kinn auf Brees Brust, während sie ihr das Gesicht leckt. Es erstaunt mich immer wieder, wie nah die beiden sich sind – manchmal habe ich das Gefühl, sie sind sich noch näher als wir es sind.

Langsam öffnet Bree die Augen und blinzelt in die Dunkelheit.

„Brooke?“, fragt sie.

„Ich bin es“, sage ich sanft. „Ich bin zu Hause.“

Sie setzt sich auf und lächelt, als ihre Augen mich erkennen. Sie liegt auf einer billigen Matratze auf dem Boden und wirft ihre dünne Decke weg, beginnt, aufzustehen, noch in ihrem Schlafanzug. Sie bewegt sich langsamer als üblich.

Ich lehne mich herunter und umarme sie.

„Ich habe eine Überraschung für Dich“, sage ich, weil ich meine Aufregung kaum verbergen kann.

Mit großen Augen sieht sie mich an, dann schließt sie ihre Augen und öffnet ihre Hände, wartend. Sie glaubt an mich, sie vertraut mir, das erstaunt mich. Ich frage mich, was ich ihr zuerst

geben soll, dann entscheide ich mich für die Schokolade. Ich fasse in meine Tasche, ziehe den Riegel heraus und legen ihn langsam in Ihre Handfläche. Sie öffnet die Augen und schaut auf ihre Hand, blinzelt im Dunkeln, unsicher. Ich halte die Kerze davor.

„Was ist das?“, fragt sie.

„Schokolade“, antworte ich.

Sie sieht hoch, als wollte ich sie veralbern.

„Wirklich“, sage ich.

„Aber woher hast Du die?“, fragt sie, verständnislos. Sie sieht ihre Hand an, als wäre ein Asteroid darauf gelandet. Ich kann es ihr nicht verübeln: Es gibt keine Geschäfte mehr, keine Menschen in der Nähe, und keinen Platz in einem Umkreis von hundert Kilometern, wo ich so etwas hätte auftreiben können.

Ich lächele sie an. „Santa hat sie mir gegeben, für Dich. Ein frühes Weihnachtsgeschenk.“

Sie runzelt die Augenbrauen. „Nein, wirklich“, insistiert sie.

Ich atme tief ein, mir wird klar, dass es Zeit ist, ihr von unserem neuen Zuhause zu erzählen, davon, dass wir morgen hier fortgehen. Ich überlege, wie ich es am besten formulieren kann. Ich hoffe, sie wird sich genauso freuen wie ich – aber bei Kindern weiß man das nie. Ein Teil von mir sorgt sich, dass sie dieses Haus mag und nicht weggehen will.

„Bree, ich habe große Neuigkeiten“, sage ich, beuge mich hinunter und halte ihre Schultern. „Ich habe heute den herrlichsten Platz entdeckt, hoch oben. Ein sicheres kleines Steinhäuschen, es ist einfach perfekt für uns. Es ist gemütlich und warm und sicher, und es hat einen unheimlich schönen Kamin, den wir jeden Abend anmachen können. Und am besten ist es, dass es dort alle möglichen Lebensmittel gibt. Wie diese Schokolade.“

Bree sieht auf die Schokolade herunter, studiert sie geradezu und ihre Augen werden zwei Mal so groß, als ihr klar wird, dass sie echt ist. Sanft zieht sie die Verpackung auf und riecht daran. Sie schließt die Augen und lächelt, dann beugt sie sich vor, um einen Bissen zu nehmen – hält aber plötzlich inne. Besorgt sieht sie zu mir hoch.

„Was ist mir Dir?“, fragt sie. „Gibt es nur einen Riegel?“

Das ist meine Bree, immer so rücksichtsvoll, sogar noch, wenn sie hungert. „Du zuerst“, sage ich. „Es ist in Ordnung.“

Sie zieht die Verpackung zurück und nimmt einen großen Bissen. Ihr Gesicht, ausgehöhlt vom Hunger, verzieht sich in Ekstase.

„Kau langsam“, warne ich sie. „Du willst keine Magenschmerzen.“

Sie kaut langsamer, genießt jeden Bissen. Dann bricht sie ein großes Stück ab und legt es in meine Handfläche. „Jetzt Du“, sagt sie.

Ich nehme es langsam in den Mund, nur einen kleinen Bissen, und lasse ihn auf meiner Zungenspitze liegen. Ich lutsche daran, kaue es dann langsam und genieße jeden Moment. Der Geschmack und der Geruch der Schokolade füllen all meine Sinne. Wahrscheinlich das Beste, was ich je gegessen habe.

Sasha winselt, kommt mit ihrer Nase nah an die Schokolade heran, und Bree bricht ein Stück für sie ab und bietet es ihr an. Sasha schnappt es ihr aus ihren Fingern und verschlingt es in einem Stück. Bree lacht, begeistert von dem Hund, wie immer. Dann packt Bree in einem beeindruckenden Anfall von Selbstbeherrschung die verbleibende Hälfte des Riegels wieder ein und packt ihn oben auf den Schrank, wo Sasha nicht herankommt. Bree sieht immer noch schwach aus, aber ich kann sehen, wie ihre Geister zurückkehren.

„Was ist das?“, fragt sie und zeigt auf meine Hüften.

Einen Moment lang ist mir nicht klar, was sie meint, dann schaue ich nach unten und finde den Teddy. In all der Aufregung hatte ihn schon fast vergessen. Ich greife danach und gebe ihn ihr.

„Ich habe ein neues Zuhause für ihn gefunden“, sage ich. „Der ist für Dich“.

Brees Augen öffnen sich weit vor Aufregung, als sie den Teddy nimmt, an ihre Brust hält und ihn schaukelt.

„Ich liebe ihn!“, ruft Bree aus, mit leuchtenden Augen. „Wann können wir umziehen? Ich kann es kaum erwarten!“

Ich bin erleichtert. Bevor ich reagieren kann, beugt sich Sasha vor und presst ihre Nase gegen Brees neuen Teddy, sie schnüffelt daran. Bree reibt ihn spielerisch an der Hundeschnauze, und Sasha schnappt zu und rennt damit aus dem Zimmer.

„Hey!“, ruft Bree und bricht in hysterisches Gelächter aus, als sie ihr nachjagt.

Beide rennen ins Wohnzimmer, schon mitten in einem Tauziehen um den Bären. Ich bin mir nicht sicher, wer es mehr genießt.

Ich folge ihnen, decke die Kerze sorgfältig ab, so dass sie nicht ausgeht, und bringe sie direkt zu meinem Haufen Brennholz. Ich packe erst ein paar der kleineren Zweige in den Kamin, dann nehme ich eine Handvoll trockene Blätter aus einem Korb neben dem Kamin. Ich bin froh, dass ich davon im letzten Herbst einige als Anzünder gesammelt habe. Sie funktionieren wie ein Zauber. Ich platziere die trockenen Blätter unter den Zweigen, zünde sie an, und die Flamme steigt schnell hoch und leckt am Holz. Weiter füttere ich den Kamin mit Blättern, bis die Zweige schließlich brennen. Ich puste die Kerze aus, um sie für einen anderen Zeitpunkt aufzusparen.

„Wir machen ein Feuer?“, fragt Bree aufgeregt.

„Ja“, sage ich. „Heute feiern wir. Es ist unsere letzte Nacht hier.“

„Hurra!“, ruft Bree, springt auf und ab, und Sasha bellt neben ihr, weil er ihre Aufregung teilt. Bree rennt herüber und nimmt etwas von dem Brennholz, sie hilft mir, es ins Feuer zu legen. Wir füttern das Feuer sorgfältig, lassen genug Luft, und Bree bläst hinein, entfacht die Flammen weiter. Als das Holz schließlich gut brennt, platziere ich einen dickeren Ast obenauf. Weiter staple ich größere Holzscheite, bis wir endlich ein loderndes Feuer haben.

Nach wenigen Momenten ist das Zimmer hell erleuchtet und ich kann schon die Wärme fühlen. Wir stehen am Feuer und ich strecke meine Hände aus, reibe sie und lasse die Wärme meine Finger durchdringen. Langsam kehrt das Gefühl in sie zurück. Allmählich kann ich den langen Tag im Freien ablegen und ich fühle mich wieder wie ich selbst.

„Was ist das?“, fragt Bree dann und zeigt quer über den Boden. „Es sieht aus wie ein Fisch!“

Sie rennt herüber und ergreift ihn, hebt ihn hoch, und schon rutscht er ihr aus den Händen. Sie lacht, und Sasha, der nichts entgeht, fasst wieder mit ihren Pfoten danach, so dass er wieder quer über den Boden schlittert. „Wo hast Du ihn gefangen?“, fragt Bree aufgeregt.

Ich hebe ihn auf, bevor Sasha noch mehr Schaden anrichten kann, öffne die Tür und werfe ihn nach draußen in den Schnee. Dort wird er sich besser halten und außerhalb der Schusslinie sein. Dann schließe ich die Tür hinter mir.

„Das war meine andere Überraschung“, sage ich. „Wir werden heute ein Abendessen haben!“

Bree rennt herüber und umarmt mich. Sasha bellt, als verstünde sie. Ich umarme sie zurück.

„Ich habe noch zwei weitere Überraschungen für Dich“, kündige ich mit einem Lächeln an. „Die gibt es zum Dessert. Soll ich bis nach dem Abendessen warten? Oder willst Du sie jetzt?“

„Jetzt!“, ruft sie aufgeregt.

Ich lächle, ebenfalls aufgeregt. Das wird sie bis zum Abendessen auf den Beinen halten.

Ich greife in meine Tasche und ziehe das Marmeladenglas hervor. Bree sieht es seltsam an, unsicher zumindest, und ich schraube den Deckel ab und halte ihn unter ihre Nase. „Öffne Deine Augen“, sage ich.

Das tut sie. „Und jetzt atme ein.“

Sie atmet tief und ein Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht. Sie öffnet ihre Augen.

„Es riecht nach Himbeeren!“, ruft sie aus.

„Es ist Marmelade. Mach schon. Probier sie.“

Bree steckt zwei Finger hinein, nimmt eine große Portion und isst sie. Ihre Augen strahlen.

„Wow“, sagt sie, als sie noch einmal hineingreift, noch eine große Portion herausnimmt und sie Sasha hinhält, die herüberrennt und diese ohne Zögern herunterschluckt. Bree lacht hysterisch und ich schließe den Deckel, dann packe ich das Glas hoch auf die Mauer, weg von Sasha.

„Ist das auch aus unserem neuen Haus?“, fragt sie.

Ich nicke, erleichtert, zu hören, dass sie das schon als unser neues Zuhause begreift.

„Und es gibt noch eine letzte Überraschung“, sage ich. „Aber diese eine muss ich wohl bis zum Abendessen aufsparen.“

Ich nehme die Thermoskanne aus meinem Gürtel und stelle ihn noch weiter oben auf die Mauer, wo sie nicht sehen kann, was es ist. Ich kann sehen, wie sie ihren Hals reckt, aber ich verstecke es gut.

„Vertrau mir“, sage ich. „Du wirst es mögen.“

*

Ich will nicht, dass das Haus nach Fisch stinkt, also entschieße ich mich, der Kälte zu trotzen und bereite den Lachs draußen vor. Ich nehme mein Messer mit nach draußen und beginne zu arbeiten, dafür lege ich den Fisch auf einen Baumstumpf und knie mich davor. Ich weiß nicht genau, wie ich das machen soll, aber ich weiß genug, damit mir klar ist, dass man weder Kopf noch Schwanz isst. Also fange ich damit an, diese abzuschneiden.

Die Flossen werden wir auch nicht essen, also hacke ich die auch ab – und die Schuppen entferne ich auch, so gut es geht. Dann gehe ich davon aus, dass man ihn öffnen muss, um ihn zu essen, also schneide ich, was übrig ist, sauber in zwei Hälften. Zum Vorschein kommt ein dickes, rosafarbenes Innen, gefüllt mit vielen kleinen Gräten. Ich weiß nicht, was man sonst noch tun sollte, also nehme ich an, es ist bereit zum Kochen.

Bevor ich wieder hineingehe, habe ich das Bedürfnis, mir die Hände zu waschen. Ich greife einfach etwas Schnee und spüle meine Hände damit ab, dankbar für den Schnee – normalerweise muss ich zum nächsten Bach gehen, weil wir über kein fließendes Wasser verfügen. Ich erhebe mich, und bevor ich reingehe, halte ich einen Moment inne und nehme meine Umgebung auf. Zuerst lausche ich, wie ich es immer tue, auf Zeichen von Lärm, von Gefahr. Nach mehreren Sekunden erkenne ich, dass die Welt so still ist, wie sie nur sein kann. Schließlich entspanne ich mich langsam, atme auf, fühle die Schneeflocken auf meinen Wangen, genieße die absolute Ruhe und merke wieder, wie einfach umwerfend schön meine Umgebung ist. Die thronenden Kiefern sind mit Weiß bedeckt, der Schnee fällt endlos aus einem violetten Himmel und die Welt scheint perfekt, wie im Märchen. Das Feuer des Kamins scheint durch das Fenster, und von hier aus sieht unser Haus wie der gemütlichste Ort auf der Welt aus.

Ich nehme den Fisch mit ins Haus, schließe die Tür hinter mir, und es ist ein gutes Gefühl, in einen Raum zu kommen, der so viel wärmer ist. Das weiche Licht des Feuers reflektiert alles auf allem. Bree hat das Feuer gut gepflegt, wie immer, die Holzscheite geschickt nachgelegt, und jetzt lodert es sogar noch höher. Sie legt Gedecke auf den Boden, am Kamin, mit Messern und Gabeln aus der Küche. Sasha sitzt aufmerksam neben ihr und beobachtet jede Bewegung.

Ich trage den Fisch zum Feuer hinüber. Ich weiß nicht wirklich, wie man ihn kocht, also werde ich ihn einfach eine Weile über das Feuer legen, ihn garen lassen, ein paar Mal umdrehen und hoffen, dass das funktioniert. Bree kann meine Gedanken lesen: Sie läuft sofort in die Küche und kehrt mit einem scharfen Messer und zwei langen Holzspießen zurück. Sie spießt beide Fischstücke auf, nimmt dann ihre Portion und hält sie in die Flamme. Ich tue es ihr gleich. Brees häusliche Instinkte waren meinen schon immer überlegen, und ich bin ihr sehr dankbar für Ihre Hilfe. Wir waren schon immer ein gutes Team.

Wir stehe beide da und starren auf die Flammen, wie hypnotisiert, und halten den Fisch über dem Feuer, bis unsere Arme schwer werden. Der Geruch nach Fisch erfüllt den Raum, und etwa zehn Minuten später habe ich schon Magenschmerzen und werde ungeduldig vor Hunger. Ich beschließe,

dass mein Fisch fertig ist: Schließlich habe ich Leute schon rohen Fisch essen sehen, so schlimm kann es also nicht sein. Bree scheint derselben Meinung zu sein, also legen wir unsere Portionen auf unsere Teller und setzen uns auf den Boden, lehnen uns mit dem Rücken an die Couch und legen unsere Füße vor das Feuer.

„Vorsichtig“, warne ich sie. „Da sind immer noch sehr viele Gräten drin.“

Ich ziehe die Gräten heraus, Bree macht es genauso. Sobald ich genug von ihnen draußen habe, nehme ich ein kleines Stück von dem rosafarbenen Fleisch, das noch heiß ist, und bin gespannt auf den Geschmack.

Tatsächlich schmeckt es gut. Es könnte etwas Salz brauchen, oder irgendein Gewürz, aber zumindest schmeckt es gar und so frisch, wie es nur sein kann. Ich kann spüren, wie mein Körper das dringend notwendige Protein aufnimmt. Bree verschlingt ihren Fisch ebenfalls, und ich sehe die Erleichterung auf ihrem Gesicht. Sasha sitzt neben ihr, schaut sie an und leckt sich die Lippen. Bree wählt ein großes Stück aus, entgrätet es sorgfältig und füttert Sasha dann damit. Sasha kaut gründlich und schluckt dann, leckt ihr Maul und guckt wieder, sie will mehr.

„Sasha, hier“, sage ich.

Sie rennt zu mir herüber und ich ein Stück von meinem Fisch, entgräte ihn und füttere sie damit. Sie schluckt es innerhalb von Sekunden. Bevor ich weiß, ist mein Fisch schon weg – der von Bree auch – und ich bin überrascht, dass mein Magen schon wieder knurrt. Ich wünschte, ich hätte mehr gefangen. Dennoch war das ein größeres Abendessen, als wir seit Wochen hatten, und ich versuche, mit dem zufrieden zu sein, was wir haben.

Dann fällt mir der Saft wieder ein. Ich springe auf, hole die Thermoskanne aus ihrem Versteck und halte sie Bree hin.

„Na los“, lächle ich, „der erste Schluck ist für Dich.“

„Was ist das?“, fragt sie, schraubt die Kanne auf und hält ihre Nase daran. „Es riecht nicht nach irgendetwas.“

„Es ist Ahornsafte“, sage ich. „Wie Zuckerwasser. Aber besser.“

Sie nippt zögernd daran, sieht mich dann, die Augen weit geöffnet vor Freude. „Das ist köstlich!“, ruft sie aus. Sie nimmt mehrere große Schlucke, hält dann inne und gibt mir die Kanne. Ich kann nicht widerstehen und nehme selbst mehrere große Schlucke. Ich kann den Zuckerschock spüren. Ich beuge mich vor und gieße vorsichtig etwas in Sashas Schüssel. Sie leckt sie komplett aus und scheint es auch zu mögen.

Aber ich bin immer noch hungrig. In einem seltenen Moment der Schwäche denke ich an das Marmeladenglas und frage mich, warum nicht? Schließlich gehe ich davon aus, dass es in dem Häuschen auf dem Berggipfel noch viel mehr davon gibt – und wenn wir heute Abend keinen Grund zum Feiern haben, wann dann?

Ich hole das Marmeladenglas herunter, schraube es auf, fasse mit meinen Fingern hinein und nehme eine große Portion heraus. Ich lege sie auf meine Zunge und lasse sie in meinem Mund ruhen, so lange, wie ich kann, bevor ich schlucke. Es ist himmlisch. Den Rest vom Glas, immer noch halb voll, reiche ich Bree. „Mach“, sage ich. „Iss sie auf. In unserem neuen Haus gibt es noch mehr.“

Brees Augen öffnen sich weit, als sie danach greift. „Bist Du sicher?“, fragt sie. „Sollten wir sie nicht aufheben?“

Ich schüttele den Kopf. „Es ist an der Zeit, dass wir uns etwas gönnen.“

Bree braucht keine weitere Überredung. Innerhalb von wenigen Momenten isst sie alles auf, bis auf eine weitere Portion für Sasha.

Wir liegen dort, an die Couch gelehnt, unsere Füße am Feuer, und schließlich spüre ich, wie mein Körper beginnt, sich zu entspannen. Mit Fisch, Saft und schließlich der Marmelade fühle meine Kraft zurückkehren, allmählich. Ich sehe zu Bree hinüber, die schon einschläft, Sashas Kopf auf Ihrem Schoß, und obwohl sie noch krank aussieht, habe ich das erste Mal wieder das Gefühl, dass sie Hoffnung hat.

„Ich liebe Dich, Brooke“, sagt sie leise.
„Ich liebe Dich auch“, antworte ich leise.
Aber als ich hinüberschaue, schläft sie schon fast.

*

Bree liegt auf der Couch gegenüber dem Feuer, während ich nun im Stuhl neben ihr sitze. Eine Gewohnheit, die wir in den letzten Monaten entwickelt haben. Jeden Abend vor dem Schlafengehen rollt sie sich auf der Couch ein, weil sie zu viel Angst hat, in ihrem Zimmer alleine zu schlafen. Ich leiste ihr Gesellschaft, warte, bis sie eingeschlafen ist und trage sie dann ins Bett. An den meisten Abenden haben wir kein Feuer, aber wir sitzen trotzdem hier.

Bree hat immer Alpträume. Früher war das nicht so. Ich kann mich an die Zeit vor dem Krieg erinnern, als sie ganz leicht einschlief. Tatsächlich hatte ich sogar geneckt deswegen und hatte sie „Schlaf-Bree“ genannt, weil sie überall eingeschlafen war – im Auto, auf einem Sofa, bei einem Buch in einem Sessel. Aber jetzt ist es anders. Sie ist stundenlang wach, und wenn sie schläft, dann unruhig. In den meisten Nächten kann ihr Wimmern und ihre Schreie durch die dünnen Wände hören. Wer könnte ihr das vorwerfen? Nach dem Schrecken, den wir erlebt haben, ist es ein Wunder, dass sie nicht verrückt geworden ist. Es gibt zu viele Nächte, in denen ich selbst kaum schlafen kann.

Das Einzige, was ihr hilft, ist es, wenn ich ihr vorlese. Bei unserer Flucht hatte Bree glücklicherweise die Geistesgegenwart, ihr Lieblingsbuch mitzunehmen. Der liebende Baum. Jeden Abend lese ich ihr daraus vor. Inzwischen kann ich es auswendig, und wenn ich müde bin, schließe ich manchmal die Augen und rezitiere einfach aus dem Gedächtnis. Glücklicherweise ist es kurz.

Als ich mich im Stuhl zurücklehne, selbst schläfrig, schlage ich den abgegriffenen Buchdeckel auf und beginne zu lesen. Sasha liegt auf der Couch neben Bree, die Ohren gespitzt, und manchmal frage ich mich, ob sie auch zuhört.

„Es gab einmal einen Baum, und der liebte einen kleinen Jungen. Und jeden Tag kam der Junge und sammelte ihre Blätter auf, um Kronen daraus zu machen und König des Waldes zu spielen.“

Ich sehe hinüber und sehe, dass Bree auf der Couch schon fest schläft. Ich bin erleichtert. Vielleicht war es das Feuer, oder vielleicht das Essen. Schlaf ist, was sie jetzt am dringendsten benötigt, um sich zu erholen. Ich nehme meinen neuen Schal ab, der eng um meinen Hals gewickelt war, und lege ihn ihr vorsichtig auf die Brust. Schließlich zittert ihr kleiner Körper nicht mehr.

Ich lege ein letztes Holzsplit ins Feuer, lehne mich in meinem Stuhl zurück und drehe mich zu den Flammen, schaue hinein. Ich sehe zu, wie es langsam ausgeht, und ich wünschte, ich hätte mehr Split mitgebracht. Aber jetzt ist es auch egal. So ist es sicherer.

Ein Holzsplit knirscht, als ich mich zurücklehnte, entspannter, als ich es seit Jahren gewesen bin. Manchmal, wenn Bree eingeschlafen ist, nehme ich mein eigenes Buch und lese für mich selbst. Ich sehe es dort liegen, auf dem Boden: Der Herr der Fliegen. Es ist das einzige Buch, was ich noch habe, und es so abgegriffen, es sieht aus, als wäre es hundert Jahre alt. Es ist eine seltsame Erfahrung, nur noch ein einziges Buch übrig zu haben. Es macht mir klar, wie viel ich für selbstverständlich genommen habe, lässt mich nach den Tagen sehnen, in denen es noch Bibliotheken gab.

Heute Abend bin ich zu aufgeregt zum Lesen. Meine Gedanken rasen, Gedanken an Morgen, an unser neues Leben, hoch oben auf dem Berg. Ich gehe wieder alle die Dinge durch, wie wir von hier nach dort werden bringen müssen, und wie ich es anstellen werde. Da sind unsere Basics – unsere Utensilien, die Streichhölzer, was von unseren Kerzen, Decken und Matratzen übrig ist. Ansonsten haben wir beide kaum etwas, das man als Kleidung bezeichnen könnte, und außer unseren Büchern haben wir keinen anderen Besitz. Dieses Haus war ziemlich kahl, als wir angekommen sind, es gab keine Erinnerungen. Ich würde gerne diese Couch und diesen Sessel mitnehmen, obwohl ich dafür Brees Hilfe brauchen werde, das wird also warten müssen, bis sich gut genug fühlt. Wir werden das

eins nach dem anderen machen müssen, erst nur die wesentlichen Sachen mitnehmen, die Möbel zum Schluss. Das ist in Ordnung; solange wir dort oben sind, sicher und geborgen. Das ist das Wichtigste.

Ich denke an alle möglichen Methoden, das Häuschen sogar noch sicherer zu machen, als es schon ist. Ich werde auf jeden Fall etwas brauchen, woraus ich Läden für die offenen Fenster machen kann, damit ich sie schließen kann, wenn es notwendig ist. Ich sehe mich um, überlege, was aus dem Haus ich verwenden kann. Ich werde Scharniere brauchen, und im Moment habe ich die Scharniere an der Wohnzimmertür im Auge. Vielleicht kann ich diese entfernen. Und wenn ich schon dabei bin, vielleicht kann ich die Holztür zersägen.

Je mehr ich mich umschaue, desto mehr fange ich an zu begreifen, wie viel ich hiervon noch gebrauchen kann. Ich erinnere mich, dass mein Vater einen Werkzeugkoffer in der Garage hatte, mit einer Säge, einem Hammer, einem Schraubendreher und sogar einer Box Nägel. Das gehört zu den wertvollsten Dingen, die wir haben, und ich mir eine geistige Notiz, den zuerst mitzunehmen.

Danach natürlich das Motorrad. Das ist mein vordringlicher Gedanke: wann und was wie mitzunehmen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, es zurückzulassen, nicht einmal für nur eine Minute. Das werde ich auf unserer ersten Tour nach oben mitnehmen. Ich kann nicht riskieren, den Motor zu starten und Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen – außerdem ist der Berghang zu steil, ich könnte nicht hochfahren. Ich werde es schieben müssen, direkt den Berg hoch. Ich kann schon jetzt voraussehen, wie anstrengend das wird, besonders im Schnee. Aber ich sehe keinen anderen Weg. Wenn Bree nicht krank wäre, könnte sie mir helfen, aber in ihrem aktuellen Zustand wird sie nichts tragen, ich gehe eher davon aus, dass ich sie sogar tragen muss. Mir wird klar, dass wir keine andere Wahl haben, als bis morgen Abend zu warten, auf den Schutz der Dunkelheit, um umzuziehen. Vielleicht bin ich nur paranoid – die Chancen, dass jemand uns beobachtet, sind winzig, aber dennoch ist es besser, vorsichtig zu sein. Besonders, weil ich weiß, es gibt noch andere Überlebende hier. Ich bin sicher.

Ich erinnere mich an den ersten Tag, als wir ankamen. Wir waren beide verängstigt, einsam und erschöpft. In der ersten Nacht gingen wir beide hungrig ins Bett und ich fragte mich, wie wir jemals überleben sollten. War es ein Fehler gewesen, Manhattan zu verlassen, unsere Mutter zurückzulassen, alles zu verlassen, was dort war?

Und dann unser erster Morgen. Ich erwachte, öffnete die Tür und war sehr überrascht, den Kadaver eines Rehs zu finden. Zuerst hatte ich Angst. Ich nahm es als Bedrohung wahr, nahm an, dass jemand uns sagte, wir sollten gehen, dass wir nicht willkommen seien. Aber nach dem ersten Schock wurde mir klar, dass es das auf jeden Fall nicht war: Es war eigentlich ein Geschenk. Jemand, ein anderer Überlebender, musste uns beobachtet haben. Er musste gesehen haben, wie verzweifelt wir waren, und in einem Akt äußerster Großzügigkeit beschlossen haben, uns seine Beute zu geben, unsere erste Mahlzeit, genug Fleisch für Wochen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie wertvoll es für ihn gewesen sein muss.

Ich erinnere mich, wie ich nach draußen ging, mich umsahe, den Berg hoch und hinunter, in die Bäume schaute, in der Erwartung, jemand würde auftauchen und winken. Aber niemand tauchte auf. Alles, was ich sah, waren Bäume. Und obwohl ich minutenlang wartete, hörte ich auch nichts, nur Stille. Aber ich wusste, ich wusste es einfach, dass ich beobachtet wurde. Da wusste ich, dass es hier oben andere Menschen gab, die überlebt hatten, genau wie wir.

Seit damals empfinde ich ein Art von Stolz, fühle mich als Teil einer schweigenden Gemeinschaft von isolierten Überlebenden, die in diesen Bergen leben, für sich bleiben, niemals miteinander kommunizieren, aus Angst, gesehen zu werden, aus Angst, für einen der Sklaventreiber sichtbar zu werden. Ich nehme an, so haben die anderen so lange überlebt: Indem sie nichts dem Zufall überlassen haben. Zuerst habe ich es nicht verstanden. Aber jetzt weiß ich es zu schätzen. Aber seitdem fühle ich mich nicht mehr allein, obwohl ich nie jemanden sehe.

Jedoch hat es mich auch wachsamer werden lassen. Diese anderen Überlebenden, wenn sie noch leben, müssen jetzt ebenso hungrig und verzweifelt sein wie wir. Besonders in den Wintermonaten.

Wer weiß, ob der Hunger, die Notwendigkeit, ihre Familien zu füttern, einen von ihnen dazu bringen würde, die Grenze zu überschreiten, wenn ihr reiner Überlebensinstinkt ihre Großzügigkeit ersetzt hatte? Ich weiß, dass der Gedanke daran, dass Bree, Sasha und ich selbst verhungern könnten, mich schon auf ziemlich verzweifelte Ideen gebracht hat. Ich werde also nichts dem Zufall überlassen. Wir werden nachts umziehen.

Was sowieso perfekt ist. Ich werde den Morgen brauche, um noch ein letztes Mal alleine dort hinzugehen, zu prüfen, dass niemand ein- oder ausgegangen ist. Ich muss auch wieder zu der Stelle zurück, wo ich das Reh getroffen habe, und darauf warten. Ich weiß, dass es nur ein Versuch ist, aber wenn ich es wiederfinden kann und töten, kann es uns wochenlang ernähren. Dieses erste Reh damals habe ich verschwendet, das wir vor Jahren bekommen haben, weil ich nicht wusste, wie man es häutet, oder wie man es richtig zerstückelt oder aufbewahrt. Ich habe nur ein Gemetzel veranstaltet und nur geschafft, eine einzige Mahlzeit daraus zu machen, bevor der Kadaver verrottete. Es war eine schreckliche Verschwendung von Lebensmitteln, und ich bin entschlossen, dass mir das nicht wieder passiert. Dieses Mal, besonders mit dem Schnee, werde einen Weg finden, das Fleisch zu konservieren.

Ich fasse in meine Tasche und nehme das Taschenmesser heraus, das mein Vater mir gab, bevor er ging. Ich reibe den abgenutzten Griff, auf dem seine Initialen eingraviert sind und auf dem das Logo des Marine Corps prangt, wie ich es jeden Abend, seit wir hier angekommen sind, mache. Ich sage mir selbst, dass er noch am Leben ist. Sogar nach all den Jahren, obwohl ich weiß, dass die Chancen gering bis Null sind, ihn jemals wiederzusehen, kann ich mich nicht durchringen, die Idee ganz fallenzulassen.

Ich wünsche mir jeden Abend, mein Vater wäre niemals abgereist, hätte sich nicht freiwillig für den Krieg gemeldet. Es war von Anfang an ein dummer Krieg. Ich habe nie wirklich verstanden, wie alles begann, und ich habe immer noch keine Ahnung. Mein Vater hat es mir erklärt, mehrfach, aber ich habe es nicht verstanden. Wahrscheinlich war ich noch zu jung. Vielleicht war ich einfach noch nicht alt genug, um zu wissen, was für sinnlose Dinge Erwachsene sich gegenseitig antun können.

So, wie mein Vater es erklärte, war es ein zweiter Amerikanischer Bürgerkrieg – dieses Mal aber nicht zwischen dem Norden und dem Süden, sondern zwischen den politischen Parteien. Zwischen den Demokraten und Republikanern. Er sagte, es war ein Krieg, der schon lange vorherzusehen gewesen war. Über die letzten hundert Jahre, sagte er, hätte sich Amerika in zwei Nationen gespalten: Die ganz Rechten und die ganz Linken. Im Laufe der Zeit hätten sich die Positionen so verhärtet, dass es ein Land der entgegengesetzten Ideologien wurde.

Mein Vater sagte, dass die Linken, die Demokraten, eine Nation wollten, die von einer immer größeren Regierung geführt wurde, einer, die die Steuern auf 70 % erhöhte, und sich in alle Aspekte des Lebens der Menschen einbringen konnte. Er sagte, die Rechten, die Republikaner, hätten eine kleinere und kleinere Regierung gewollt, eine, die Steuern ganz abschaffte, sich aus dem Leben der Leute heraushielt und ihnen ermöglichte, selbst für sich zu sorgen. Mein Vater sagte, im Laufe der Zeit wären diese beiden unterschiedlichen Ideologien, statt sich einander anzunähern, noch weiter auseinander gedriftet, noch extremer geworden – bis zu dem Punkt, an dem nichts mehr ging.

Was die Situation noch schlimmer machte, sagte er, war, dass Amerika so überbevölkert war, dass es für jeden Politiker schwieriger wurde, landesweite Aufmerksamkeit zu bekommen, und die Politiker in beiden Parteien begann zu erkennen, dass extremen Positionen die einzige Möglichkeit waren, nationale Sendezeit zu bekommen – die sie für ihren persönlichen Ehrgeiz brauchten.

Daher waren die prominentesten Menschen aus beiden Parteien die extremsten, die jeweils versuchten, die anderen auszustechen. Sie nahmen Positionen ein, an die sie selbst gar nicht wirklich glaubten, die sie aber einnehmen mussten, weil sie in eine Ecke gedrängt waren. Natürlich konnten die beiden Parteien, wenn sie diskutierten, nur aneinandergeraten – und die Auseinandersetzungen wurden heftiger und heftiger. Zunächst waren es nur Beschimpfungen und persönliche Angriffe. Aber

im Laufe der Zeit eskalierte die verbale Kriegsführung. Und dann, eines Tages, wurde eine Grenze überschritten.

Eines Tages vor über zehn Jahren, kam es zum heiklen Punkt, als ein politischer Führer einem andere mit dem tödlichen Wort drohte: „Sezession“. Wenn die Demokraten versuchten, die Steuern auch nur noch um einen Cent zu erhöhen, würde seine Partei sich von der Union abspalten, und jedes Dorf, jede Stadt, jeder Staat würde sich zweiteilen. Nicht nach Land, sondern nach Ideologie.

Sein Timing hätte nicht schlimmer sein können: Zu dieser Zeit befand sich die Nation in einer wirtschaftlichen Depression, und es gab genug Unzufriedene, die ihren Job verloren hatten, so dass er schnell an Beliebtheit gewann. Die Medien liebten die Bewertungen, die er bekam, und sie gaben ihm mehr und mehr Sendezeit. Seine Popularität wuchs. Da niemand ihn aufhielt und die Demokraten keine Kompromisse eingehen wollten, kam die Sache in Schwung und seine Idee manifestierte sich. Seine Partei schlug eine eigene Flagge für die Nation vor, sogar eine eigene Währung.

Das war der erste Wendepunkt. Wenn jemand aufgestanden wäre und ihn damals aufgehalten hätte, hätte vielleicht alles aufgehört. Aber keiner hielt ihn auf. Also eiferte er weiter.

Mutiger geworden, schlug dieser Politiker vor, die neue Union sollte auch eine eigene Polizei haben, eigene Gerichte, eigene Landespolizisten – und ein eigenes Militär. Das war der zweite Wendepunkt.

Wenn der demokratische Präsident zu der Zeit ein guter Anführer gewesen wäre, hätte er die Dinge damals aufgehalten. Aber machte die Situation durch eine schlechte Entscheidung nach der anderen noch schlimmer. Anstatt die Dinge zu beruhigen und sich um die wichtigsten Bedürfnisse der Menschen zu kümmern, ihre Unzufriedenheit, beschloss er, dass es nur einen Weg gab, die „Rebellion“ niederzuschlagen, auf die harte Tour: Er warf der gesamten republikanischen Führung Volksverhetzung vor. Er rief das Kriegsrecht aus, und mitten in der Nacht ließ er alle festnehmen.

Die Dinge eskalierten, und die gesamte Partei stellte sich hinter ihren Anführer. Auch die halbe Armee stellte sich hinter ihn. Die Menschen wurden aufgeteilt, in jedes Haus, in jeder Stadt, in allen Militärbaracken. Langsam baute sich die Spannung auf den Straßen auf, und Nachbarn hassten Nachbarn. Sogar Familien wurden getrennt.

Eines Nachts folgte die militärische Führung, die hinter den Republikanern stand, geheimen Anordnungen und initiierten einen Staatsstreich, bei dem sie ihre Anführer aus dem Gefängnis befreiten. Es war eine Pattsituation. Und auf den Stufen des Kapitols wurde der erste verhängnisvolle Schuss abgefeuert. Ein junger Soldat dachte, er würde einen Polizisten sehen, der seine Waffe zog, und schoss zuerst. Als der erste Schuss gefallen war, gab es kein Zurück mehr. Die letzte Grenze war überschritten worden. Ein Amerikaner hatte einen Amerikaner getötet. Ein Feuergefecht gefolgt, Dutzenden von Polizisten starben. Die republikanischen Anführer wurden an einen geheimen Ort gebracht. Von dem Moment an war das Militär in zwei Lager gespalten. Die Regierung war in zwei Lager gespalten. Städte, Dörfer, Gemeinden und Staaten, alle in zwei Lager gespalten. Diese Zeit wurde als die Erste Welle bekannt.

In den ersten Tagen bemühten sich Krisenmanager und Regierungsfractionen verzweifelt, Frieden zu machen. Aber es war zu wenig, zu spät. Nichts konnte den nächsten Sturm verhindern. Eine Gruppe wucherischer Generäle nahm die Zügel in die Hand, weil sie den Ruhm wollten, weil sie die Ersten im Krieg sein wollten, weil sie den Vorteil von Geschwindigkeit und Überraschung wollten. Sie gingen davon aus, dass die ganze Sache sich am besten beenden ließ, indem man die Opposition sofort ausschaltete.

Der Krieg begann. Schlachten auf amerikanischem Boden folgten. Pittsburgh wurde das neue Gettysburg, mit zweihunderttausend Toten in einer Woche. Panzer wurden gegen Panzer mobil gemacht. Flugzeuge gegen Flugzeuge. Jeden Tag, jede Woche eskalierte die Gewalt. Linien wurden im Sand gezogen, Militär und Polizei waren geteilt, und die Kämpfe weiteten sich auf alle Staaten der Nation aus. Überall, jeder kämpfte gegen jeden anderen, Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder. Es kam an einen Punkt, an dem niemand mehr wusste, weshalb man eigentlich kämpfte. Die

ganze Nation wurde in Blut ertränkt, und niemand schien dem ein Ende bereiten zu können. Diese Zeit wurde als die Zweite Welle bekannt.

Bis zu diesem Zeitpunkt, schlimm, wie es war, war es immer noch konventionelle Kriegsführung. Aber dann kam die Dritte Welle, die schlimmste von allen. Der Präsident, der verzweifelt von einem geheimen Bunker aus operierte, beschloss, dass es nur einen Weg gab, um das zu unterdrücken, was er weiterhin hartnäckig als die „Rebellion“ bezeichnete. Er rief seine besten Offiziere der Streitkräfte zusammen. Sie rieten ihm, die stärksten Waffen zu nutzen, die er hatte, um die Rebellion ein für alle Mal zu beenden: Er sollte Nuklearraketen ausrichten. Der Präsident stimmte zu.

Am nächsten Tag wurden nukleare Sprengladungen über strategischen Hochburgen der Republikaner in ganz Amerika abgeworfen. Hunderttausende starben an diesem Tag, an Orten wie Nevada, Texas, Mississippi. Millionen starben am zweiten.

Die Republikaner reagierten. Sie griffen zu ihren eigenen Waffen, griffen aus dem Hinterhalt mit NORAD an und warfen ihre eigenen nuklearen Sprengladungen über demokratischen Hochburgen ab. Staaten wie Maine und New Hampshire wurden größtenteils zerstört. Innerhalb der nächsten zehn Tage wurde fast ganz Amerika zerstört, eine Stadt nach der anderen. Es gab Welle auf Welle der schieren Verwüstung, und die, die nicht direkt bei den Angriffen starben, starben kurz danach am Gift in der Luft und im Wasser. Innerhalb von einem Monat war praktisch niemand mehr übrig, der kämpfen konnte. Die Straßen und Gebäude leerten sich, als die verbliebenen Menschen gegen ihre ehemaligen Nachbarn kämpften.

Aber mein Vater hat nicht einmal auf die Einberufung gewartet – deshalb hasse ich ihn. Er war schon lange zuvor gegangen. Vor dieser ganzen Geschichte war er zwanzig Jahre lang ein Offizier im Marine Corps gewesen, und er hatte das alles früher als die meisten kommen sehen. Jedes Mal, wenn er die Nachrichten schaute, jedes Mal, wenn er sah, wie sich zwei Politiker respektlos anschrien, immer noch eins draufsetzten, schüttelte mein Vater seinen Kopf und sagte: „Das wird zum Krieg führen. Glaub mir.“

Und er hatte Recht. Ironischerweise hatte mein Vater seine Zeit abgedient und war schon Jahre vor diesen Ereignissen aus dem Corps ausgeschieden. Aber am Tag, als der erste Schuss fiel, ließ er sich erneut einziehen. Noch bevor überhaupt die Rede von einem wirklichen Krieg war. Wahrscheinlich war der allererste Freiwillige für einen Krieg, der noch nicht einmal begonnen hatte.

Und deshalb bin ich immer noch wütend auf ihn. Warum musste er das tun? Warum konnte er es nicht einfach belassen, dass sie sich alle gegenseitig umbrachten? Warum konnte er nicht zu Hause bleiben und uns beschützen? Warum war ihm sein Land wichtiger als seine Familie?

Ich erinnere mich noch lebhaft an den Tag, an dem er uns verlassen hat. Ich kam an dem Tag aus der Schule nach Hause, und noch bevor ich die Tür öffnete, hörte ich Schreie von drinnen. Ich riss mich zusammen. Ich hasste es, wenn Mama und Papa sich stritten, was eigentlich die ganze Zeit der Fall war, und dachte, es wäre nur ein weiterer Streit.

Ich öffnete die Tür und wusste sofort, dass es dies Mal anders war. Etwas war ganz, ganz verkehrt. Mein Vater stand in voller Uniform da. Das machte keinen Sinn. Er hatte seine Uniform jahrelang nicht getragen. Warum sollte er sie jetzt tragen?

„Du bist kein Mann!“, brüllte meine Mutter ihn an. „Du bist ein Feigling! Du verlässt Deine Familie. Wozu? Um unschuldige Menschen zu töten?“

Das Gesicht meines Vaters wurde rot, wie immer, wenn er zornig war.

„Du hast keine Ahnung, wovon Du redest!“, schrie er zurück. „Ich tue meine Pflicht für mein Land. Das ist auf jeden Fall das Richtige.“

„Das Richtige für wen?“, zischte sie zurück. „Du weißt nicht einmal, wofür Du kämpfst. Für einen dummen Haufen Politiker?“

„Ich weiß genau, wofür ich kämpfe: für den Zusammenhalt unserer Nation.“

„Achso, na dann, Verzeihung, Mister America!“, brüllte sie zurück. „Du kannst das drehen und wenden wie Du willst, aber in Wahrheit gehst Du, weil Du mich nicht ertragen kannst. Weil Du nie damit zurechtgekommen bist, normal in einem Haushalt zu leben. Weil Du zu dumm warst, etwas aus Deinem Leben nach dem Korps zu machen. Also springst Du einfach auf und läufst bei der ersten Gelegenheit davon –“

Mein Vater stoppte sie mit einem harten Schlag in das Gesicht. Ich höre das Geräusch immer noch in meinem Kopf.

Ich war entsetzt. Ich hatte noch nie gesehen, dass er Hand an sie gelegt hatte. Ich fühlte, wie mich meine Kraft verließ, als wäre ich selbst geschlagen worden. Ich starrte ihn an und konnte ihn kaum noch erkennen. War das wirklich mein Vater? Ich war so verblüfft, dass ich mein Buch fallen ließ, es landete mit einem dumpfen Aufprall.

Beide drehten sich um und sahen mich an. Wie abgetötet wandte ich mich ab und rannte den Flur entlang in mein Schlafzimmer, ich knallte die Tür hinter mir zu. Ich wusste nicht, wie ich auf all das reagieren sollte und musste einfach weg von ihnen.

Nur wenige Momente später klopfte es leise an meiner Tür.

„Brooke, ich bin es“, sagte mein Vater mit einer leisen, reuevollen Stimme. „Es tut mir leid, dass Du das ansehen musstest. Bitte, lass mich rein.“

„Geh weg!“, brüllte ich zurück.

Ein langes Schweigen folgte. Aber er ging immer noch nicht.

„Brooke, ich muss jetzt gehen. Ich würde Dich gerne ein letztes Mal sehen, bevor ich gehe. Bitte. Komm raus und verabschiede Dich von mir.“

Ich fing an zu weinen.

„Geh weg!“, schnappte ich wieder. Ich war so überwältigt, so wütend auf ihn, weil er meine Mutter geschlagen hatte, und noch wütender, weil er uns verließ. Und tief drinnen hatte ich Angst, dass er nie wiederkommen würde.

„Ich gehe jetzt, Brooke“, sagte er. „Du musst die Tür nicht aufmachen. Aber ich möchte, dass Du weißt, wie sehr ich Dich liebe. Und dass ich immer bei Dir sein werde. Denk daran, Brooke, Du bist die starke. Pass auf diese Familie auf. Ich zähle auf Dich. Pass auf sie „.

Und dann hörte ich die Schritte meines Vaters, wie er ging. Sie wurden leiser und leiser. Nur Momente später hörte ich, wie die Vordertür sich öffnete und dann wieder schloss.

Und dann nichts mehr.

Minuten – es fühlte sich wie Tage an – öffnete ich langsam meine Tür. Ich spürte es schon. Er war weg. Und ich bereute es schon. Ich wünschte, ich hätte mich verabschiedet. Weil ich tief drinnen schon fühlte, dass er nie wiederkommen würde.

Mama saß am Küchentisch und weinte leise, den Kopf in ihre Hände gelegt. Ich wusste, dass die Dinge sich an diesem Tag dauerhaft verändert hatten, dass sie nie wieder so sein würden wie zuvor – dass sie nie wieder dieselbe sein würde. Und ich auch nicht.

Und ich hatte Recht. Wie ich jetzt hier sitze und in die Glut des erlöschenden Feuers sehe, mit schweren Augen, wird mir bewusst, das seit diesem Tag nichts mehr jemals wieder war wie zuvor.

*

Ich stehe hier in unserer alten Wohnung in Manhattan. Ich weiß nicht, warum ich hier tue oder wie ich hierher gekommen bin. Nichts scheint einen Sinn zu machen, weil die Wohnung ganz und gar nicht so ist, wie ich sie in Erinnerung habe. Es stehen absolut keine Möbel mehr darin, als hätten wir nie dort gelebt. Ich bin die Einzige hier.

Plötzlich klopf es an der Tür, und herein kommt mein Vater, in voller Uniform, er trägt eine Aktentasche. Seine Augen wirken leer, als wäre er gerade durch die Hölle und zurück gegangen.

„Papa!“ Ich versuche zu schreien. Aber die Worte kommen nicht heraus. Ich sehe nach unten und erkenne, dass ich am Boden festgeklebt bin, hinter einer Wand, und er mich nicht sehen kann. Wie sehr ich mich auch bemühe, mich zu befreien, zu ihm zu rennen, seinen Namen zu rufen, ich kann nicht. Ich bin gezwungen, hilflos zuzusehen, wie er durch die leere Wohnung geht und sich überall umsieht.

„Brooke?“, ruft er aus. „Bist Du hier? Ist irgendjemand zu Hause?“

Ich versuche wieder, zu antworten, aber meine Stimme versagt. Er sucht in jedem Zimmer.

„Ich habe doch gesagt, ich komme zurück“, sagt er. „Warum hat denn niemand auf mich gewartet?“

Dann bricht er in Tränen aus.

Mein Herz bricht, und ich versuche mit aller Kraft, zu ihm zu rufen. Aber wie sehr ich es auch versuche, nichts kommt heraus.

Schließlich wendet er sich ab und verlässt die Wohnung, vorsichtig schließt er die Tür hinter sich. Das Klicken des Griffs hallt in der Leere nach.

„PAPA!“ Ich schreie, endlich ist meine Stimme wieder da.

Aber es ist zu spät. Ich weiß, dass er für immer weg ist, und es irgendwie alles meine Schuld.

Ich blinzele, und das Nächste, was ich weiß, ist, dass ich wieder zurück in den Bergen bin, in Papas Haus, ich sitze in seinem Lieblingssessel neben dem Feuer. Papa sitzt auf der Couch, lehnt sich nach vorne, mit dem Kopf nach unten, und spielt mit seinem Messer vom Marine Corps. Ich bin entsetzt, als ich bemerke, dass die Hälfte seines Gesichtes weggeschmolzen ist, bis auf die Knochen; ich kann tatsächlich die Hälfte seines Schädels sehen.

Er sieht zu mir hoch, und ich habe Angst.

„Du kannst Dich nicht für immer hier verstecken, Brooke“, sagt er, in einem ruhigen Ton. „Du denkst, Du wärst hier sicher. Aber sie werden Dich holen kommen. Nimm Bree und versteck Dich.“

Er steht auf, kommt zu mir herüber, greift mich an den Schultern und schüttelt mich, seine Augen brennen vor Intensität. „HAST DU MICH GEHÖRT, SOLDAT?!“, schreit er.

Er verschwindet, und zugleich werden alle Türen und Fenster geöffnet, in eine Kakophonie aus splitterndem Glas.

Und in unser Haus stürmen ein Dutzend Sklaventreiber mit gezogenen Gewehren. Gekleidet in ihre gänzliche schwarzen Uniformen, ihr Markenzeichen, von Kopf bis Fuß, mit schwarzen Atemschutzmasken, rasen sie durch jeden Winkel des Hauses. Einer von ihnen greift Bree von der Couch und trägt sie mit sich fort, schreiend, während ein anderer direkt auf mich zuläuft, seine Finger in meinen Arm krallt und seine Pistole direkt auf mein Gesicht richtet.

Er drückt ab.

Ich erwachse, schreiend.

Ich fühle, wie sich tatsächlich Finger in meinen Arm krallen und in der Verwirrung zwischen meinem Traum und der Wirklichkeit bin ich bereit, zuzuschlagen. Aber als ich aufsehe, ist es Bree, die dort steht und meinen Arm schüttelt.

Ich sitze immer noch in Papas Stuhl, und das Zimmer ist mit Sonnenlicht durchflutet. Bree weint hysterisch.

Ich muss mehrmals blinzeln, während ich mich aufsetze und versuche, mich wieder zurechtzufinden. War das alles nur ein Traum? Es hat sich so real angefühlt.

„Ich hatte einen fürchterlichen Traum!“ Bree weint und hält immer noch meinen Arm fest.

Ich sehe herüber, sehe, dass das Feuer längst ausgegangen ist. Dann sehe ich das helle Sonnenlicht und erkenne, dass es spät am Vormittag sein muss. Ich kann nicht glauben, dass ich in dem Stuhl eingeschlafen bin – das ist mir noch nie passiert.

Ich schüttele meinen Kopf, um die gefühlten Spinnweben herauszubekommen. Der Traum hat sich so real angefühlt, es fällt mir immer noch schwer zu glauben, dass das nicht passiert ist. Ich habe vorher schon oft von meinem Vater geträumt, aber noch nie etwas mit dieser Unmittelbarkeit. Es fällt

mir schwer zu glauben, dass er nicht immer noch bei mir im Zimmer ist, und ich sehe mich wieder im Raum um, um sicher zu gehen.

Bree hält sich immer noch untröstlich an meinem Arm fest. Ich habe sie noch nie so gesehen. Ich knie mich hin und umarme sie. Sie klammert sich an mich.

„Ich habe geträumt, dass diese gemeinen Männer gekommen sind und mich mitgenommen haben! Und Du warst nicht hier, um mich zu retten!“ Bree weint in meine Schulter hinein. „Geh nicht!“, fleht sie hysterisch. „Bitte, geh nicht. Verlass mich nicht!“

„Ich gehe nirgendwohin“, sage ich und umarme sie fest. „Schschsch ... Es ist in Ordnung... Du musst Dir keine Sorgen machen. Es ist alles in Ordnung.“

Aber tief drinnen kann ich nicht anders, als das Gefühl zu haben, dass nicht alles in Ordnung ist. Im Gegenteil. Mein Traum verstört mich wirklich, und dass Bree auch so einen schlechten Traum hatte – über Dasselbe – tröstet mich nicht gerade. Ich glaube nicht an Omen, aber ich kann mir nicht helfen, ich frage mich, ob das alles ein Zeichen ist. Andererseits höre ich kein Geräusch und spüre keine Bewegung, und wenn da irgendjemand auch nur einen Kilometer entfernt wäre, wüsste ich das sicherlich.

Ich hebe Brees Kinn hoch, wische ihre Tränen weg. „Atme mal tief durch“, sage ich.

Bree hört zu, langsam bekommt sie wieder Luft. Ich zwingen mich, zu lächeln. „Siehst Du“, sage ich. „Ich bin doch hier. Alles ist in Ordnung. Es war nur ein schlechter Traum. Okay?“

Langsam nickt Bree.

„Du bist nur übermüdet“, sage ich. „Und Du hast Fieber. Deswegen hast Du schlechte Träume. Es wird alles in Ordnung sein.“

Als ich dort knie und Bree umarme, wird mir klar, dass ich langsam in die Gänge kommen muss, auf den Berg klettern, unser neues Haus noch einmal prüfen und Essen besorgen. Mir schwindet der Mut, als mir klar wird, dass ich Bree das sagen muss, und ich weiß nicht, wie sie darauf reagieren wird. Mein Timing könnte nicht schlechter sein, das ist klar. Wie kann ich ihr jetzt nur sagen, dass ich weggehen muss? Auch wenn es nur für eine oder zwei Stunden ist? Ein Teil von mir will hier bleiben, sie den ganzen Tag im Auge behalten. Aber ich weiß auch, dass ich gehen muss, und: Je schneller ich das erledigt habe, desto eher werden wir in Sicherheit sein. Ich kann nicht einfach den ganzen Tag hier sitzen und nichts tun, außer auf die Dunkelheit zu warten. Und ich kann nicht nur wegen unseren dummen Träume riskieren, den Plan zu ändern und den Umzug bei Tageslicht zu machen.

Ich ziehe Bree zurück, streiche ihr das Haar aus dem Gesicht und lächle so lieb, wie ich kann. Ich zwingen mich zur stärksten, erwachsensten Stimmlage, über die ich verfüge.

„Bree, Du musst mir zuhören“, sage ich. „Ich muss jetzt rausgehen, nur ganz kurz –“

„NEIN!“, jammert sie. „Ich WUSSTE es! Genau wie in meinem Traum! Du wirst mich verlassen! Und Du kommst nie mehr zurück!“

Ich halte sie an den Schultern fest und versuche, sie zu trösten.

„So ist es nicht“, sage ich mit fester Stimme. „Ich muss nur für eine Stunde oder zwei weg. Ich muss sicherstellen, dass unser neues Haus für unseren Umzug heute Abend sicher ist. Und ich muss jagen. Bitte, Bree, versteh das. Ich würde Dich mitnehmen, aber Du bist noch zu krank und musst Dich ausruhen. Ich bin ein paar Stunden schon zurück. Ich verspreche es. Und heute Abend gehen wir dann zusammen dort hoch. Und weißt Du, was das Beste ist?“

Langsam sieht sie zu mir hoch, sie weint immer noch, und schließlich schüttelt sie den Kopf.

„Ab heute Abend werden wir zusammen dort oben sein, sicher und geborgen, und wir werden jeden Abend ein Feuer haben und alles Essen, was wir wollen. Und ich kann direkt vor dem Häuschen jagen und fischen und alles andere tun, was ich tun muss. Ich werde Dich nie wieder alleine lassen müssen.“

„Und Sasha kann auch mit?“, fragt sie, durch ihre Tränen hindurch.

„Natürlich kommt Sasha mit“, sage ich. „Ich verspreche es. Bitte vertrau mir. Ich komme zurück und hole Dich. Ich würde Dich nie verlassen.“

„Versprichst Du es?“, fragt sie.

Ich bringe alle Feierlichkeit auf, zu der ich fähig bin, und sehe ihr ernst in die Augen.

„Ich verspreche es“, antworte ich.

Bree hört langsam auf, zu weinen, und schließlich nickt sie, anscheinend zufrieden.

Es bricht mir das Herz, aber ich beuge mich schnell nach vorne und küsse sie auf die Stirn. Dann stehe ich auf, durchquere das Zimmer und gehe durch die Tür hinaus. Ich weiß, dass, wenn ich auch nur eine Sekunde länger bleibe, ich nie wieder den Mut aufbringen werde, tatsächlich zu gehen.

Und als die Tür hinter mir zuschlägt, kann ich das entsetzliche Gefühl nicht abschütteln, dass ich meine Schwester nie wiedersehen werde.

Z W E I

Als ich in der Dämmerung beim Haus meines Vaters ankomme, sinkt die Temperatur, der Schnee beginnt zu härten und unter meinen Füßen zu knirschen. Ich verlasse die Wälder und sehe das Haus, wie dort steht, so auffällig auf der Seite der Straße, und bin erleichtert zu sehen, dass alles ruhig aussieht, genauso, wie ich es verlassen habe. Sofort überprüfe ich den Schnee auf Fußspuren – oder Spuren von anderen Tieren, aber da sind keine.

Im Haus sind keine Lichter an, aber das ist normal. Ich wäre besorgt, wenn es so wäre. Wir haben keinen Strom, und Lichter würden bedeuten, dass Bree Kerzen angemacht hätte – das würde sie ohne mich nicht tun. Ich halte inne und lausche einige Sekunden lang, alles ist ruhig. Keine Kampfgeräusche, keine Hilferufe, keine Rufe einer Kranken. Ich atme erleichtert aus.

Ein Teil von mir hat immer Angst, dass ich zurückkehre und die Tür weit offen steht, das Fenster zerschlagen ist, und Fußspuren in das Haus führen, und Bree entführt wurde. Diesen Alptraum hatte ich schon mehrmals, und jedes Mal bin ich schwitzend aufgewacht und ins andere Zimmer gegangen, um sicher zu gehen, dass Bree dort ist. Immer schläft sie dann tief und fest, und ich mache mir Vorwürfe. Ich sollte einfach aufhören, mir Sorgen zu machen, nach all diesen Jahren. Aber aus irgendeinem Grund kann ich das nicht: Jedes Mal, wenn ich Bree alleinlassen muss, ist das wie ein kleiner Messerstich in mein Herz.

Immer noch auf der Hut, alles um mich herum spürend, prüfe ich unser Haus im schwächer werdenden Licht. Es war wirklich noch nie besonders hübsch. Eine typische Ranch in den Bergen, steht es da, ein Quader ohne jeden Charakter, verbrämt mit billigen Plastikfassaden, die am ersten Tag schon alt aussahen und jetzt einfach verfault wirken. Die Fenster sind klein und weit auseinander und nur wenige, auch aus billigem Kunststoff. Es sieht aus, als würde es auf einen Campingplatz gehören. Vielleicht viereinhalb Meter breit und neun Meter tief, war das Haus ursprünglich für ein Schlafzimmer gedacht, aber wer auch immer es gebaut hat, hat in seiner unendlichen Weisheit beschlossen, es in zwei kleine Schlafzimmer und ein noch kleineres Wohnzimmer aufzuteilen.

Ich erinnere mich daran, dass ich es als Kind besucht habe, vor dem Krieg, als die Welt noch normal war. Wenn unser Vater zu Hause war, nahm er uns am Wochenende oft hierher mit, um aus der Stadt rauszukommen. Ich wollte nicht undankbar erscheinen, und tat immer so, als würde es mir Freunde machen, aber im Stillen mochte ich es nie. Es fühlte sich immer dunkel und beengt an, und es roch muffelig. Als Kind konnte ich es gar nicht abwarten, bis das Wochenende vorbei wäre, um endlich von hier wegzukommen. Ich erinnere mich, wie ich im Stillen geschworen habe, als ich älter wurde, dass ich nie wieder hierher zurückkehren würde.

Nun bin ich ironischerweise dankbar für diesen Ort. Das Haus hat mein Leben gerettet – und das von Bree. Als der Krieg ausbrach und wir aus der Stadt fliehen mussten, hatten wir keine Wahl. Wenn es diesen Ort nicht gegeben hätte, ich weiß nicht, wo wir hätten hingehen können. Und wenn dieser Ort nicht so schon so abgelegen und so hoch liegen würde, dann hätten uns die Sklaventreiber wahrscheinlich schon vor langer Zeit gekriegt. Es ist seltsam, wie sehr man Dinge als Kind hassen kann, die man als Erwachsener schließlich zu schätzen weiß. Naja, als fast Erwachsene. Mit 17 halte ich mich selbst jedenfalls für eine Erwachsene. Wahrscheinlich bin ich in den letzten Jahren jedenfalls überdurchschnittlich gealtert.

Wenn dieses Haus nicht direkt an der Straße stehen würde, so exponiert – wenn es nur ein bisschen kleiner wäre, etwas geschützter, tiefer in den Wäldern, dann würde ich mir nicht so viele Sorgen machen, denke ich. Natürlich müssten wir dann immer noch mit den papierdünnen Wänden leben, dem leckenden Dach und den Fenstern, durch die der Wind zog. Es wäre nie ein komfortables, warmes Haus. Aber wenigstens wäre es sicher. So aber habe ich jedes Mal, wenn ich es ansehe und die herrliche Aussicht dahinter, das Gefühl, dass es die reinste Zielscheibe ist.

Meine Füße knirschen im Schnee, als ich unsere Kunststofftür öffne und drinnen ein Bellen zu hören ist. Sasha tut, was ihr beigebracht habe: Bree beschützen. Ich bin ihr so dankbar. Sie passt so gut auf Bree auf, bellt beim leisesten Laut; damit habe ich gerade genug Seelenfrieden, um sie allein zu lassen, wenn ich jagen gehe. Obwohl mich ihr Bellen zugleich auch manchmal beunruhigt, denn sie könnte uns verraten: Ein bellender Hund bedeutet in der Regel, dass es auch Menschen gibt. Genau deshalb würde ein Sklaventreiber das hören.

Schnell gehe ich ins Haus und beruhige sie. Ich schließe die Tür hinter mir, balanciere die Holzscheite in meiner Hand und trete in das abgedunkelte Zimmer. Sasha wird ruhiger, wedelt mit dem Schwanz und spring an mir hoch. Ein schokofarbener Labrador, sechs Jahre alt. Sasha ist der treueste Hund, den ich mir vorstellen kann – und die beste Gesellschaft. Wenn es sie nicht gäbe, wäre Bree schon lange depressiv geworden, glaube ich. Ich vielleicht auch.

Sasha leckt mein Gesicht, winselt, und scheint aufgeregter als sonst zu sein; sie schnüffelt an meiner Taille, an meinen Taschen, sie spürt schon, dass ich etwas Besonderes mit nach Hause gebracht habe. Ich lege die Holzscheite ab, um sie streicheln zu können, und dabei kann ich ihre Rippen spüren. Sie ist viel zu dünn. Ich empfinde wieder ein schlechtes Gewissen. Dann aber denke ich wieder, Bree und ich sind auch zu dünn. Was wir an Essen haben, teilen wir immer mit ihr, wir behandeln uns alle drei gleich. Dennoch wünschte ich, ich könnte ihr mehr geben.

Sie steckt ihre Nase an den Fisch, und dabei fliegt er mir aus der Hand und auf den Boden. Sasha stürzt sich sofort darauf, schleudert ihn mit ihren Pfoten quer über den Boden. Dann springt sie wieder darauf, dieses Mal beißt sie zu. Aber offenbar mag sie den Geschmack von rohem Fisch nicht, denn sie lässt los. Stattdessen spielt sie damit, greift wieder danach und lässt ihn wieder über den Boden rutschen.

„Sascha, hör auf!“ Ich spreche leise, um Bree nicht zu wecken. Außerdem habe ich Angst, wenn sie zu viel damit spielt, reißt sie vielleicht die Verpackung ab und verschwendet etwas von dem wertvollen Fleisch. Gehorsam hört Sasha auf. Ich kann jedoch sehen, wie aufgereggt sie ist, und ich möchte ihr etwas geben. Ich lange in meine Tasche, drehe den Verschluss vom Marmeladengefäß auf, nehme mit meinem Finger etwas von der Himbeermarmelade heraus und halte ihn ihr hin.

Ohne etwas auszulassen, leckt sie meinen Finger ab, und nach drei Malen hat sie die ganze Portion aufgegessen. Sie leckt sich immer noch die Lippen und sieht mich mit großen Augen an, offensichtlich will sie noch mehr.

Ich streichele ihren Kopf, gebe ihr einen Kuss und stehe dann wieder auf. Jetzt frage ich mich, ob es nett war, ihr etwas zu geben, oder einfach nur grausam, ihr so wenig zu geben.

Das Haus ist dunkel, als ich hindurchstolpere, wie immer bei Nacht. Ein Feuer mache ich nur selten. So sehr wir die Wärme brauchen, ich will das Risiko nicht eingehen, Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Aber heute Abend ist es anders: Bree muss gesund werden, körperlich und emotional, und ich weiß, dass ein Feuer alles ist, was sie braucht. Außerdem habe ich das Gefühl, dass wir heute mal etwas unvorsichtiger sein dürfen, wenn wir morgen sowieso hier weg sind.

Ich gehe durch das Zimmer zu dem Schrank und nehme ein Feuerzeug und eine Kerze hinaus. Eines der besten Dinge an diesem Haus war der große Vorrat an Kerzen, einer der ganz wenigen guten Nebeneffekte der Tatsache, dass mein Vater ein Marine war und so ein Überlebenskämpfer. Wenn wir als Kinder zu Besuch waren, ging der Strom bei jedem Sturm aus, also lagerte er Kerzen, um die Elemente zu schlagen. Ich erinnere mich, dass ich mich darüber lustig gemacht habe, ihn

einen Hamsterer genannt habe, als ich seinen ganzen Schrank voller Kerzen entdeckte. Jetzt, wo nur noch so wenige übrig sind, wünschte ich, er hätte mehr gehortet.

Ich habe unser einziges Feuerzeug am Leben erhalten, indem ich es selten benutze, und indem ich alle paar Wochen ein ganz bisschen Benzin aus dem Motorrad abzwinge. Ich danke Gott jeden Tag für das Motorrad unseres Vaters, und ich bin auch sehr dankbar, dass er es ein letztes Mal aufgetankt hat: Das ist die eine Sache, von der ich denke, wir haben noch einen Vorteil, wir verfügen über etwas wirklich Wertvolles, eine Chance, zu überleben, wenn es ganz schlimm wird. Papa hatte das Motorrad immer in der kleinen, mit dem Haus verbundenen Garage, aber als wir nach dem Krieg das erste Mal hierher kamen, haben wir es zuerst dort herausgenommen und den Hügel hinaufgerollt, in die Wälder, und es unter Büschen und Ästen und Dornen versteckt, so gut, dass niemand es jemals finden könnte. Ich dachte, wenn unser Haus entdeckt werden sollte, würden sie als erstes die Garage prüfen.

Ich bin auch dankbar dafür, dass mir mein Vater beigebracht hat, wie man es fährt, als ich noch klein war, trotz der Proteste meiner Mutter. Es war schwieriger zu lernen als die meisten anderen Motorräder, wegen des Beiwagens. Ich erinnere mich, dass ich zwölf war und Angst hatte, als ich fahren lernte. Mein Vater saß im Beiwagen und bellte mir jedes Mal Kommandos zu, wenn ich ins Stocken geriet. Ich habe das Fahren auf diesen steilen, ungnädigen Bergstraßen gelernt, und ich erinnere mich an das Gefühl, wir müssten sterben. Ich erinnere mich, wie ich in den Abgrund geschaut habe und geweint und darauf bestanden, dass er fährt. Aber das verweigerte er. Stur saß er dort, eine Stunde lang, bis ich endlich nicht mehr weinte und es noch einmal versuchte. Und irgendwie habe ich gelernt, es zu fahren. Das war meine Erziehung, kurz zusammengefasst.

Ich habe das Rad nicht angefasst seit dem Tag, an dem ich es versteckt habe, und ich riskiere nicht, hochzugehen und nachzusehen, wenn ich nicht das Gas brauche – und sogar das mache ich nur nachts. Ich denke, wenn wir eines Tages ein Problem haben und schnell hier wegmüssen, dann kann ich Bree und Sasha in den Beiwagen packen und uns alle in Sicherheit bringen. Aber in Wirklichkeit habe ich keine Ahnung, wohin wir noch gehen sollten. Nach allem, was ich gesehen und gehört habe, ist der Rest der Welt ein Ödland, voller gewalttätiger Krimineller, Gangs und wenigen Überlebenden. Die wenigen Gewalttätigen, die es geschafft haben, zu überleben, haben sich in den Städten zusammengerottet, sie entführen und versklaven jeden, den sie finden können, entweder für ihre eigenen Ziele oder für die Todesspiele in den Arenen. Ich glaube, Bree und ich gehören zu sehr wenigen Überlebenden, die noch frei leben, selbständig, außerhalb der Städte. Und zu den ganz wenigen, die noch nicht verhungert sind.

Ich zünde die Kerze an, und Sasha folgt mir, als ich langsam durch das abgedunkelte Haus gehe. Ich nehme an, Bree schläft, und das beunruhigt mich: Sie schläft normalerweise nicht so viel. Ich halte vor ihrer Tür an und frage mich, ob ich sie wecken soll. Wie ich dort stehe, sehe ich hoch und erschrecke vor meinem eigenen Spiegelbild in dem kleinen Spiegel. Ich sehr viel älter aus, wie jedes Mal, wenn ich mich selbst sehe. Mein Gesicht, dünn und eckig, ist rot von der Kälte, mein hellbraunes Haar fällt auf meine Schultern, rahmt mein Gesicht ein, und meine stahlgrauen Augen starren zu mir zurück, als würden sie zu jemandem gehören, den ich nicht erkenne. Es sind harte, intensive Augen. Mein Vater sagte immer, es wären die Augen eines Wolfs. Meine Mutter sagte immer, sie wären wunderschön. Ich wusste nicht, wem ich glauben sollte.

Schnell sehe ich weg, ich will mich nicht selbst sehen. Ich beuge mich vor und drehe den Spiegel um, damit das nicht wieder vorkommt.

Langsam öffne ich Brees Tür. Sofort stürmt Sasha hinein und eilt an Brees Seite, legt sich hin und ihr Kinn auf Brees Brust, während sie ihr das Gesicht leckt. Es erstaunt mich immer wieder, wie nah die beiden sich sind – manchmal habe ich das Gefühl, sie sind sich noch näher als wir es sind.

Langsam öffnet Bree die Augen und blinzelt in die Dunkelheit.

„Brooke?“, fragt sie.

„Ich bin es“, sage ich sanft. „Ich bin zu Hause.“

Sie setzt sich auf und lächelt, als ihre Augen mich erkennen. Sie liegt auf einer billigen Matratze auf dem Boden und wirft ihre dünne Decke weg, beginnt, aufzustehen, noch in ihrem Schlafanzug. Sie bewegt sich langsamer als üblich.

Ich lehne mich herunter und umarme sie.

„Ich habe eine Überraschung für Dich“, sage ich, weil ich meine Aufregung kaum verbergen kann.

Mit großen Augen sieht sie mich an, dann schließt sie ihre Augen und öffnet ihre Hände, wartend. Sie glaubt an mich, sie vertraut mir, das erstaunt mich. Ich frage mich, was ich ihr zuerst geben soll, dann entscheide ich mich für die Schokolade. Ich fasse in meine Tasche, ziehe den Riegel heraus und legen ihn langsam in Ihre Handfläche. Sie öffnet die Augen und schaut auf ihre Hand, blinzelt im Dunkeln, unsicher. Ich halte die Kerze davor.

„Was ist das?“, fragt sie.

„Schokolade“, antworte ich.

Sie sieht hoch, als wollte ich sie veralbern.

„Wirklich“, sage ich.

„Aber woher hast Du die?“, fragt sie, verständnislos. Sie sieht ihre Hand an, als wäre ein Asteroid darauf gelandet. Ich kann es ihr nicht verübeln: Es gibt keine Geschäfte mehr, keine Menschen in der Nähe, und keinen Platz in einem Umkreis von hundert Kilometern, wo ich so etwas hätte auftreiben können.

Ich lächle sie an. „Santa hat sie mir gegeben, für Dich. Ein frühes Weihnachtsgeschenk.“

Sie runzelt die Augenbrauen. „Nein, *wirklich*“, insistiert sie.

Ich atme tief ein, mir wird klar, dass es Zeit ist, ihr von unserem neuen Zuhause zu erzählen, davon, dass wir morgen hier fortgehen. Ich überlege, wie ich es am besten formulieren kann. Ich hoffe, sie wird sich genauso freuen wie ich – aber bei Kindern weiß man das nie. Ein Teil von mir sorgt sich, dass sie dieses Haus mag und nicht weggehen will.

„Bree, ich habe große Neuigkeiten“, sage ich, beuge mich hinunter und halte ihre Schultern. „Ich habe heute den herrlichsten Platz entdeckt, hoch oben. Ein sicheres kleines Steinhäuschen, es ist einfach perfekt für uns. Es ist gemütlich und warm und sicher, und es hat einen unheimlich schönen Kamin, den wir jeden Abend anmachen können. Und am besten ist es, dass es dort alle möglichen Lebensmittel gibt. Wie diese Schokolade.“

Bree sieht auf die Schokolade herunter, studiert sie geradezu und ihre Augen werden zwei Mal so groß, als ihr klar wird, dass sie echt ist. Sanft zieht sie die Verpackung auf und riecht daran. Sie schließt die Augen und lächelt, dann beugt sie sich vor, um einen Bissen zu nehmen – hält aber plötzlich inne. Besorgt sieht sie zu mir hoch.

„Was ist mir Dir?“, fragt sie. „Gibt es nur einen Riegel?“

Das ist meine Bree, immer so rücksichtsvoll, sogar noch, wenn sie hungert. „Du zuerst“, sage ich. „Es ist in Ordnung.“

Sie zieht die Verpackung zurück und nimmt einen großen Bissen. Ihr Gesicht, ausgehöhlt vom Hunger, verzieht sich in Ekstase.

„Kau langsam“, warne ich sie. „Du willst keine Magenschmerzen.“

Sie kaut langsamer, genießt jeden Bissen. Dann bricht sie ein großes Stück ab und legt es in meine Handfläche. „Jetzt Du“, sagt sie.

Ich nehme es langsam in den Mund, nur einen kleinen Bissen, und lasse ihn auf meiner Zungenspitze liegen. Ich lutsche daran, kaue es dann langsam und genieße jeden Moment. Der Geschmack und der Geruch der Schokolade füllen all meine Sinne. Wahrscheinlich das Beste, was ich je gegessen habe.

Sasha winselt, kommt mit ihrer Nase nah an die Schokolade heran, und Bree bricht ein Stück für sie ab und bietet es ihr an. Sasha schnappt es ihr aus ihren Fingern und verschlingt es in einem Stück. Bree lacht, begeistert von dem Hund, wie immer. Dann packt Bree in einem beeindruckenden

Anfall von Selbstbeherrschung die verbleibende Hälfte des Riegels wieder ein und packt ihn oben auf den Schrank, wo Sasha nicht herankommt. Bree sieht immer noch schwach aus, aber ich kann sehen, wie ihre Geister zurückkehren.

„Was ist das?“, fragt sie und zeigt auf meine Hüften.

Einen Moment lang ist mir nicht klar, was sie meint, dann schaue ich nach unten und finde den Teddy. In all der Aufregung hatte ihn schon fast vergessen. Ich greife danach und gebe ihn ihr.

„Ich habe ein neues Zuhause für ihn gefunden“, sage ich. „Der ist für Dich“.

Brees Augen öffnen sich weit vor Aufregung, als sie den Teddy nimmt, an ihre Brust hält und ihn schaukelt.

„Ich liebe ihn!“, ruft Bree aus, mit leuchtenden Augen. „Wann können wir umziehen? Ich kann es kaum erwarten!“

Ich bin erleichtert. Bevor ich reagieren kann, beugt sich Sasha vor und presst ihre Nase gegen Brees neuen Teddy, sie schnüffelt daran. Bree reibt ihn spielerisch an der Hundeschnauze, und Sasha schnappt zu und rennt damit aus dem Zimmer.

„Hey!“, ruft Bree und bricht in hysterisches Gelächter aus, als sie ihr nachjagt.

Beide rennen ins Wohnzimmer, schon mitten in einem Tauziehen um den Bären. Ich bin mir nicht sicher, wer es mehr genießt.

Ich folge ihnen, decke die Kerze sorgfältig ab, so dass sie nicht ausgeht, und bringe sie direkt zu meinem Haufen Brennholz. Ich packe erst ein paar der kleineren Zweige in den Kamin, dann nehme ich eine Handvoll trockene Blätter aus einem Korb neben dem Kamin. Ich bin froh, dass ich davon im letzten Herbst einige als Anzünder gesammelt habe. Sie funktionieren wie ein Zauber. Ich platziere die trockenen Blätter unter den Zweigen, zünde sie an, und die Flamme steigt schnell hoch und leckt am Holz. Weiter füttere ich den Kamin mit Blättern, bis die Zweige schließlich brennen. Ich puste die Kerze aus, um sie für einen anderen Zeitpunkt aufzusparen.

„Wir machen ein Feuer?“, fragt Bree aufgeregt.

„Ja“, sage ich. „Heute feiern wir. Es ist unsere letzte Nacht hier.“

„Hurra!“, ruft Bree, springt auf und ab, und Sasha bellt neben ihr, weil er ihre Aufregung teilt. Bree rennt herüber und nimmt etwas von dem Brennholz, sie hilft mir, es ins Feuer zu legen. Wir füttern das Feuer sorgfältig, lassen genug Luft, und Bree bläst hinein, entfacht die Flammen weiter. Als das Holz schließlich gut brennt, platziere ich einen dickeren Ast obenauf. Weiter staple ich größere Holzscheite, bis wir endlich ein loderndes Feuer haben.

Nach wenigen Momenten ist das Zimmer hell erleuchtet und ich kann schon die Wärme fühlen. Wir stehen am Feuer und ich strecke meine Hände aus, reibe sie und lasse die Wärme meine Finger durchdringen. Langsam kehrt das Gefühl in sie zurück. Allmählich kann ich den langen Tag im Freien ablegen und ich fühle mich wieder wie ich selbst.

„Was ist das?“, fragt Bree dann und zeigt quer über den Boden. „Es sieht aus wie ein Fisch!“

Sie rennt herüber und ergreift ihn, hebt ihn hoch, und schon rutscht er ihr aus den Händen. Sie lacht, und Sasha, der nichts entgeht, fasst wieder mit ihren Pfoten danach, so dass er wieder quer über den Boden schlittert. „Wo hast Du ihn gefangen?“, fragt Bree aufgeregt.

Ich hebe ihn auf, bevor Sasha noch mehr Schaden anrichten kann, öffne die Tür und werfe ihn nach draußen in den Schnee. Dort wird er sich besser halten und außerhalb der Schusslinie sein. Dann schließe ich die Tür hinter mir.

„Das war meine andere Überraschung“, sage ich. „Wir werden heute ein Abendessen haben!“

Bree rennt herüber und umarmt mich. Sasha bellt, als verstünde sie. Ich umarme sie zurück.

„Ich habe noch zwei weitere Überraschungen für Dich“, kündige ich mit einem Lächeln an. „Die gibt es zum Dessert. Soll ich bis nach dem Abendessen warten? Oder willst Du sie jetzt?“

„Jetzt!“, ruft sie aufgeregt.

Ich lächele, ebenfalls aufgeregt. Das wird sie bis zum Abendessen auf den Beinen halten.

Ich greife in meine Tasche und ziehe das Marmeladenglas hervor. Bree sieht es seltsam an, unsicher zumindest, und ich schraube den Deckel ab und halte ihn unter ihre Nase. „Öffne Deine Augen“, sage ich.

Das tut sie. „Und jetzt atme ein.“

Sie atmet tief und ein Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht. Sie öffnet ihre Augen.

„Es riecht nach Himbeeren!“, ruft sie aus.

„Es ist Marmelade. Mach schon. Probier sie.“

Bree steckt zwei Finger hinein, nimmt eine große Portion und isst sie. Ihre Augen strahlen.

„Wow“, sagt sie, als sie noch einmal hineingreift, noch eine große Portion herausnimmt und sie Sasha hinhält, die herüberrennt und diese ohne Zögern herunterschluckt. Bree lacht hysterisch und ich schließe den Deckel, dann packe ich das Glas hoch auf die Mauer, weg von Sasha.

„Ist das auch aus unserem neuen Haus?“, fragt sie.

Ich nicke, erleichtert, zu hören, dass sie das schon als unser neues Zuhause begreift.

„Und es gibt noch eine letzte Überraschung“, sage ich. „Aber diese eine muss ich wohl bis zum Abendessen aufsparen.“

Ich nehme die Thermoskanne aus meinem Gürtel und stelle ihn noch weiter oben auf die Mauer, wo sie nicht sehen kann, was es ist. Ich kann sehen, wie sie ihren Hals reckt, aber ich verstecke es gut.

„Vertrau mir“, sage ich. „Du wirst es mögen.“

*

Ich will nicht, dass das Haus nach Fisch stinkt, also entschlief ich mich, der Kälte zu trotzen und bereite den Lachs draußen vor. Ich nehme mein Messer mit nach draußen und beginne zu arbeiten, dafür lege ich den Fisch auf einen Baumstumpf und knie mich davor. Ich weiß nicht genau, wie ich das machen soll, aber ich weiß genug, damit mir klar ist, dass man weder Kopf noch Schwanz isst. Also fange ich damit an, diese abzuschneiden.

Die Flossen werden wir auch nicht essen, also hacke ich die auch ab – und die Schuppen entferne ich auch, so gut es geht. Dann gehe ich davon aus, dass man ihn öffnen muss, um ihn zu essen, also schneide ich, was übrig ist, sauber in zwei Hälften. Zum Vorschein kommt ein dickes, rosafarbenes Innen, gefüllt mit vielen kleinen Gräten. Ich weiß nicht, was man sonst noch tun sollte, also nehme ich an, es ist bereit zum Kochen.

Bevor ich wieder hineingehe, habe ich das Bedürfnis, mir die Hände zu waschen. Ich greife einfach etwas Schnee und spüle meine Hände damit ab, dankbar für den Schnee – normalerweise muss ich zum nächsten Bach gehen, weil wir über kein fließendes Wasser verfügen. Ich erhebe mich, und bevor ich reingehe, halte ich einen Moment inne und nehme meine Umgebung auf. Zuerst lausche ich, wie ich es immer tue, auf Zeichen von Lärm, von Gefahr. Nach mehreren Sekunden erkenne ich, dass die Welt so still ist, wie sie nur sein kann. Schließlich entspanne ich mich langsam, atme auf, fühle die Schneeflocken auf meinen Wangen, genieße die absolute Ruhe und merke wieder, wie einfach umwerfend schön meine Umgebung ist. Die thronenden Kiefern sind mit Weiß bedeckt, der Schnee fällt endlos aus einem violetten Himmel und die Welt scheint perfekt, wie im Märchen. Das Feuer des Kamins scheint durch das Fenster, und von hier aus sieht unser Haus wie der gemütlichste Ort auf der Welt aus.

Ich nehme den Fisch mit ins Haus, schließe die Tür hinter mir, und es ist ein gutes Gefühl, in einen Raum zu kommen, der so viel wärmer ist. Das weiche Licht des Feuers reflektiert alles auf allem. Bree hat das Feuer gut gepflegt, wie immer, die Holzscheite geschickt nachgelegt, und jetzt lodert es sogar noch höher. Sie legt Gedecke auf den Boden, am Kamin, mit Messern und Gabeln aus der Küche. Sasha sitzt aufmerksam neben ihr und beobachtet jede Bewegung.

Ich trage den Fisch zum Feuer hinüber. Ich weiß nicht wirklich, wie man ihn kocht, also werde ich ihn einfach eine Weile über das Feuer legen, ihn garen lassen, ein paar Mal umdrehen und hoffen,

dass das funktioniert. Bree kann meine Gedanken lesen: Sie läuft sofort in die Küche und kehrt mit einem scharfen Messer und zwei langen Holzspießen zurück. Sie spießt beide Fischstücke auf, nimmt dann ihre Portion und hält sie in die Flamme. Ich tue es ihr gleich. Brees häusliche Instinkte waren meinen schon immer überlegen, und ich bin ihr sehr dankbar für Ihre Hilfe. Wir waren schon immer ein gutes Team.

Wir stehe beide da und starren auf die Flammen, wie hypnotisiert, und halten den Fisch über dem Feuer, bis unsere Arme schwer werden. Der Geruch nach Fisch erfüllt den Raum, und etwa zehn Minuten später habe ich schon Magenschmerzen und werde ungeduldig vor Hunger. Ich beschließe, dass mein Fisch fertig ist: Schließlich habe ich Leute schon rohen Fisch essen sehen, so schlimm kann es also nicht sein. Bree scheint derselben Meinung zu sein, also legen wir unsere Portionen auf unsere Teller und setzen uns auf den Boden, lehnen uns mit dem Rücken an die Couch und legen unsere Füße vor das Feuer.

„Vorsichtig“, warne ich sie. „Da sind immer noch sehr viele Gräten drin.“

Ich ziehe die Gräten heraus, Bree macht es genauso. Sobald ich genug von ihnen draußen habe, nehme ich ein kleines Stück von dem rosafarbenen Fleisch, das noch heiß ist, und bin gespannt auf den Geschmack.

Tatsächlich schmeckt es gut. Es könnte etwas Salz brauchen, oder irgendein Gewürz, aber zumindest schmeckt es gar und so frisch, wie es nur sein kann. Ich kann spüren, wie mein Körper das dringend notwendige Protein aufnimmt. Bree verschlingt ihren Fisch ebenfalls, und ich sehe die Erleichterung auf ihrem Gesicht. Sasha sitzt neben ihr, schaut sie an und leckt sich die Lippen. Bree wählt ein großes Stück aus, entgrätet es sorgfältig und füttert Sasha dann damit. Sasha kaut gründlich und schluckt dann, leckt ihr Maul und guckt wieder, sie will mehr.

„Sasha, hier“, sage ich.

Sie rennt zu mir herüber und ich ein Stück von meinem Fisch, entgräte ihn und füttere sie damit. Sie schluckt es innerhalb von Sekunden. Bevor ich weiß, ist mein Fisch schon weg – der von Bree auch – und ich bin überrascht, dass mein Magen schon wieder knurrt. Ich wünschte, ich hätte mehr gefangen. Dennoch war das ein größeres Abendessen, als wir seit Wochen hatten, und ich versuche, mit dem zufrieden zu sein, was wir haben.

Dann fällt mir der Saft wieder ein. Ich springe auf, hole die Thermoskanne aus ihrem Versteck und halte sie Bree hin.

„Na los“, lächle ich, „der erste Schluck ist für Dich.“

„Was ist das?“, fragt sie, schraubt die Kanne auf und hält ihre Nase daran. „Es riecht nicht nach irgendetwas.“

„Es ist Ahornsafte“, sage ich. „Wie Zuckerwasser. Aber besser.“

Sie nippt zögernd daran, sieht mich dann, die Augen weit geöffnet vor Freude. „Das ist köstlich!“, ruft sie aus. Sie nimmt mehrere große Schlucke, hält dann inne und gibt mir die Kanne. Ich kann nicht widerstehen und nehme selbst mehrere große Schlucke. Ich kann den Zuckerschock spüren. Ich beuge mich vor und gieße vorsichtig etwas in Sashas Schüssel. Sie leckt sie komplett aus und scheint es auch zu mögen.

Aber ich bin immer noch hungrig. In einem seltenen Moment der Schwäche denke ich an das Marmeladenglas und frage mich, warum nicht? Schließlich gehe ich davon aus, dass es in dem Häuschen auf dem Berggipfel noch viel mehr davon gibt – und wenn wir heute Abend keinen Grund zum Feiern haben, wann dann?

Ich hole das Marmeladenglas herunter, schraube es auf, fasse mit meinen Fingern hinein und nehme eine große Portion heraus. Ich lege sie auf meine Zunge und lasse sie in meinem Mund ruhen, so lange, wie ich kann, bevor ich schlucke. Es ist himmlisch. Den Rest vom Glas, immer noch halb voll, reiche ich Bree. „Mach“, sage ich. „Iss sie auf. In unserem neuen Haus gibt es noch mehr.“

Brees Augen öffnen sich weit, als sie danach greift. „Bist Du sicher?“, fragt sie. „Sollten wir sie nicht aufheben?“

Ich schüttelte den Kopf. „Es ist an der Zeit, dass wir uns etwas gönnen.“

Bree braucht keine weitere Überredung. Innerhalb von wenigen Momenten isst sie alles auf, bis auf eine weitere Portion für Sasha.

Wir liegen dort, an die Couch gelehnt, unsere Füße am Feuer, und schließlich spüre ich, wie mein Körper beginnt, sich zu entspannen. Mit Fisch, Saft und schließlich der Marmelade fühle meine Kraft zurückkehren, allmählich. Ich sehe zu Bree hinüber, die schon einschläft, Sashas Kopf auf Ihrem Schoß, und obwohl sie noch krank aussieht, habe ich das erste Mal wieder das Gefühl, dass sie Hoffnung hat.

„Ich liebe Dich, Brooke“, sagt sie leise.

„Ich liebe Dich auch“, antworte ich leise.

Aber als ich hinüberschaue, schläft sie schon fast.

*

Bree liegt auf der Couch gegenüber dem Feuer, während ich nun im Stuhl neben ihr sitze. Eine Gewohnheit, die wir in den letzten Monaten entwickelt haben. Jeden Abend vor dem Schlafengehen rollt sie sich auf der Couch ein, weil sie zu viel Angst hat, in ihrem Zimmer alleine zu schlafen. Ich leiste ihr Gesellschaft, warte, bis sie eingeschlafen ist und trage sie dann ins Bett. An den meisten Abenden haben wir kein Feuer, aber wir sitzen trotzdem hier.

Bree hat immer Alpträume. Früher war das nicht so. Ich kann mich an die Zeit vor dem Krieg erinnern, als sie ganz leicht einschlief. Tatsächlich hatte ich sogar geneckt deswegen und hatte sie „Schlaf-Bree“ genannt, weil sie überall eingeschlafen war – im Auto, auf einem Sofa, bei einem Buch in einem Sessel. Aber jetzt ist es anders. Sie ist stundenlang wach, und wenn sie schläft, dann unruhig. In den meisten Nächten kann ihr Wimmern und ihre Schreie durch die dünnen Wände hören. Wer könnte ihr das vorwerfen? Nach dem Schrecken, den wir erlebt haben, ist es ein Wunder, dass sie nicht verrückt geworden ist. Es gibt zu viele Nächte, in denen ich selbst kaum schlafen kann.

Das Einzige, was ihr hilft, ist es, wenn ich ihr vorlese. Bei unserer Flucht hatte Bree glücklicherweise die Geistesgegenwart, ihr Lieblingsbuch mitzunehmen. *Der liebende Baum*. Jeden Abend lese ich ihr daraus vor. Inzwischen kann ich es auswendig, und wenn ich müde bin, schließe ich manchmal die Augen und rezitiere einfach aus dem Gedächtnis. Glücklicherweise ist es kurz.

Als ich mich im Stuhl zurücklehne, selbst schläfrig, schlage ich den abgegriffenen Buchdeckel auf und beginne zu lesen. Sasha liegt auf der Couch neben Bree, die Ohren gespitzt, und manchmal frage ich mich, ob sie auch zuhört.

„Es gab einmal einen Baum, und der liebte einen kleinen Jungen. Und jeden Tag kam der Junge und sammelte ihre Blätter auf, um Kronen daraus zu machen und König des Waldes zu spielen.“

Ich sehe hinüber und sehe, dass Bree auf der Couch schon fest schläft. Ich bin erleichtert. Vielleicht war es das Feuer, oder vielleicht das Essen. Schlaf ist, was sie jetzt am dringendsten benötigt, um sich zu erholen. Ich nehme meinen neuen Schal ab, der eng um meinen Hals gewickelt war, und lege ihn ihr vorsichtig auf die Brust. Schließlich zittert ihr kleiner Körper nicht mehr.

Ich lege ein letztes Holzsplit ins Feuer, lehne mich in meinem Stuhl zurück und drehe mich zu den Flammen, schaue hinein. Ich sehe zu, wie es langsam ausgeht, und ich wünschte, ich hätte mehr Splitte mitgebracht. Aber jetzt ist es auch egal. So ist es sicherer.

Ein Holzsplit knirscht, als ich mich zurücklehnte, entspannter, als ich es seit Jahren gewesen bin. Manchmal, wenn Bree eingeschlafen ist, nehme ich mein eigenes Buch und lese für mich selbst. Ich sehe es dort liegen, auf dem Boden: *Der Herr der Fliegen*. Es ist das einzige Buch, was ich noch habe, und es so abgegriffen, es sieht aus, als wäre es hundert Jahre alt. Es ist eine seltsame Erfahrung, nur noch ein einziges Buch übrig zu haben. Es macht mir klar, wie viel ich für selbstverständlich genommen habe, lässt mich mich nach den Tagen sehnen, in denen es noch Bibliotheken gab.

Heute Abend bin ich zu aufgeregt zum Lesen. Meine Gedanken rasen, Gedanken an Morgen, an unser neues Leben, hoch oben auf dem Berg. Ich gehe wieder alle die Dinge durch, wie wir von hier nach dort werden bringen müssen, und wie ich es anstellen werde. Da sind unsere Basics – unsere Utensilien, die Streichhölzer, was von unseren Kerzen, Decken und Matratzen übrig ist. Ansonsten haben wir beide kaum etwas, das man als Kleidung bezeichnen könnte, und außer unseren Büchern haben wir keinen anderen Besitz. Dieses Haus war ziemlich kahl, als wir angekommen sind, es gab keine Erinnerungen. Ich würde gerne diese Couch und diesen Sessel mitnehmen, obwohl ich dafür Brees Hilfe brauchen werde, das wird also warten müssen, bis sich gut genug fühlt. Wir werden das eins nach dem anderen machen müssen, erst nur die wesentlichen Sachen mitnehmen, die Möbel zum Schluss. Das ist in Ordnung; solange wir dort oben sind, sicher und geborgen. Das ist das Wichtigste.

Ich denke an alle möglichen Methoden, das Häuschen sogar noch sicherer zu machen, als es schon ist. Ich werde auf jeden Fall etwas brauchen, woraus ich Läden für die offenen Fenster machen kann, damit ich sie schließen kann, wenn es notwendig ist. Ich sehe mich um, überlege, was aus dem Haus ich verwenden kann. Ich werde Scharniere brauchen, und im Moment habe ich die Scharniere an der Wohnzimmertür im Auge. Vielleicht kann ich diese entfernen. Und wenn ich schon dabei bin, vielleicht kann ich die Holztür zersägen.

Je mehr ich mich umschaue, desto mehr fange ich an zu begreifen, wie viel ich hiervon noch gebrauchen kann. Ich erinnere mich, dass mein Vater einen Werkzeugkoffer in der Garage hatte, mit einer Säge, einem Hammer, einem Schraubendreher und sogar einer Box Nägel. Das gehört zu den wertvollsten Dingen, die wir haben, und ich mir eine geistige Notiz, den zuerst mitzunehmen.

Danach natürlich das Motorrad. Das ist mein vordringlicher Gedanke: wann und was wie mitzunehmen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, es zurückzulassen, nicht einmal für nur eine Minute. Das werde ich auf unserer ersten Tour nach oben mitnehmen. Ich kann nicht riskieren, den Motor zu starten und Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen – außerdem ist der Berghang zu steil, ich könnte nicht hochfahren. Ich werde es schieben müssen, direkt den Berg hoch. Ich kann schon jetzt voraussehen, wie anstrengend das wird, besonders im Schnee. Aber ich sehe keinen anderen Weg. Wenn Bree nicht krank wäre, könnte sie mir helfen, aber in ihrem aktuellen Zustand wird sie nichts tragen, ich gehe eher davon aus, dass ich sie sogar tragen muss. Mir wird klar, dass wir keine andere Wahl haben, als bis morgen Abend zu warten, auf den Schutz der Dunkelheit, um umzuziehen. Vielleicht bin ich nur paranoid – die Chancen, dass jemand uns beobachtet, sind winzig, aber dennoch ist es besser, vorsichtig zu sein. Besonders, weil ich weiß, es gibt noch andere Überlebende hier. Ich bin sicher.

Ich erinnere mich an den ersten Tag, als wir ankamen. Wir waren beide verängstigt, einsam und erschöpft. In der ersten Nacht gingen wir beide hungrig ins Bett und ich fragte mich, wie wir jemals überleben sollten. War es ein Fehler gewesen, Manhattan zu verlassen, unsere Mutter zurückzulassen, alles zu verlassen, was dort war?

Und dann unser erster Morgen. Ich erwachte, öffnete die Tür und war sehr überrascht, den Kadaver eines Rehs zu finden. Zuerst hatte ich Angst. Ich nahm es als Bedrohung wahr, nahm an, dass jemand uns sagte, wir sollten gehen, dass wir nicht willkommen seien. Aber nach dem ersten Schock wurde mir klar, dass es das auf jeden Fall nicht war: Es war eigentlich ein Geschenk. Jemand, ein anderer Überlebender, musste uns beobachtet haben. Er musste gesehen haben, wie verzweifelt wir waren, und in einem Akt äußerster Großzügigkeit beschlossen haben, uns seine Beute zu geben, unsere erste Mahlzeit, genug Fleisch für Wochen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie wertvoll es für ihn gewesen sein muss.

Ich erinnere mich, wie ich nach draußen ging, mich umsah, den Berg hoch und hinunter, in die Bäume schaute, in der Erwartung, jemand würde auftauchen und winken. Aber niemand tauchte auf. Alles, was ich sah, waren Bäume. Und obwohl ich minutenlang wartete, hörte ich auch nichts, nur Stille. Aber ich wusste, ich wusste es einfach, dass ich beobachtet wurde. Da wusste ich, dass es hier oben andere Menschen gab, die überlebt hatten, genau wie wir.

Конец ознакомительного фрагмента.

Текст предоставлен ООО «ЛитРес».

Прочитайте эту книгу целиком, [купив полную легальную версию](#) на ЛитРес.

Безопасно оплатить книгу можно банковской картой Visa, MasterCard, Maestro, со счета мобильного телефона, с платежного терминала, в салоне МТС или Связной, через PayPal, WebMoney, Яндекс.Деньги, QIWI Кошелек, бонусными картами или другим удобным Вам способом.